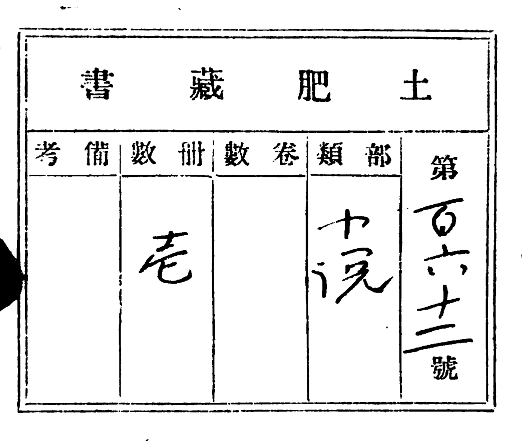
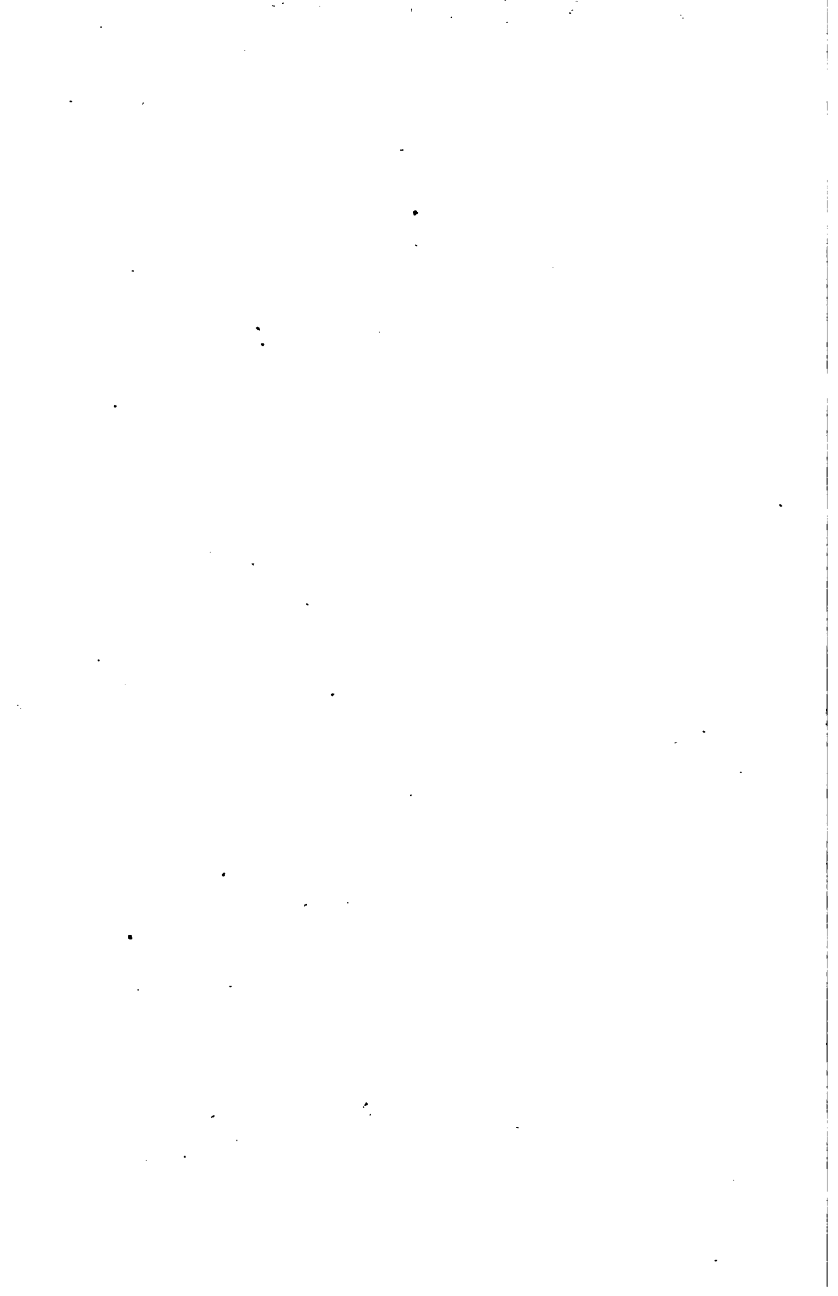

UC-NRLF
$B 183 587



v. [illegible]

1883



Therese Raquin.

Roman

von

Emile Zola.

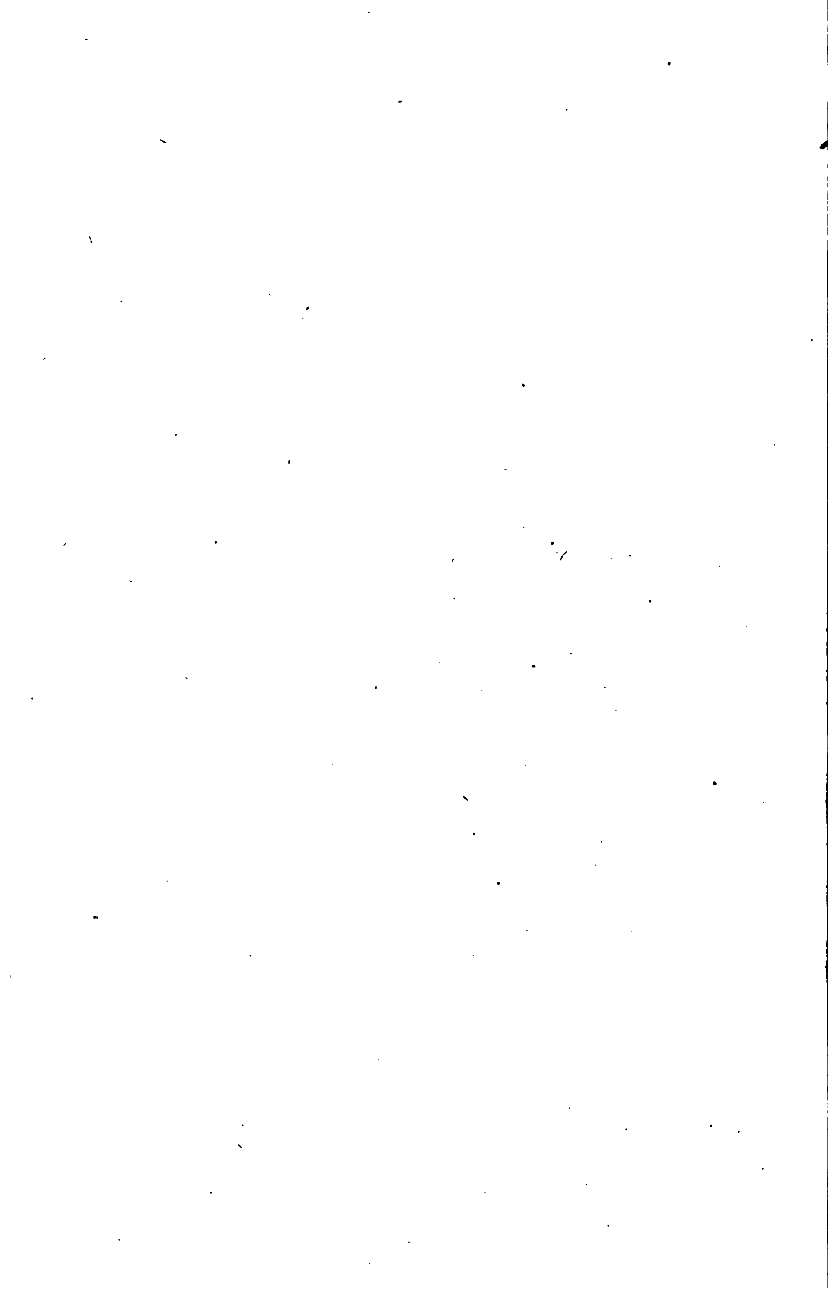
Ins Deutsche übertragen

von

Roderich Rode.



Großenhain.
Druck und Verlag von Baumert & Ronge.
1882.

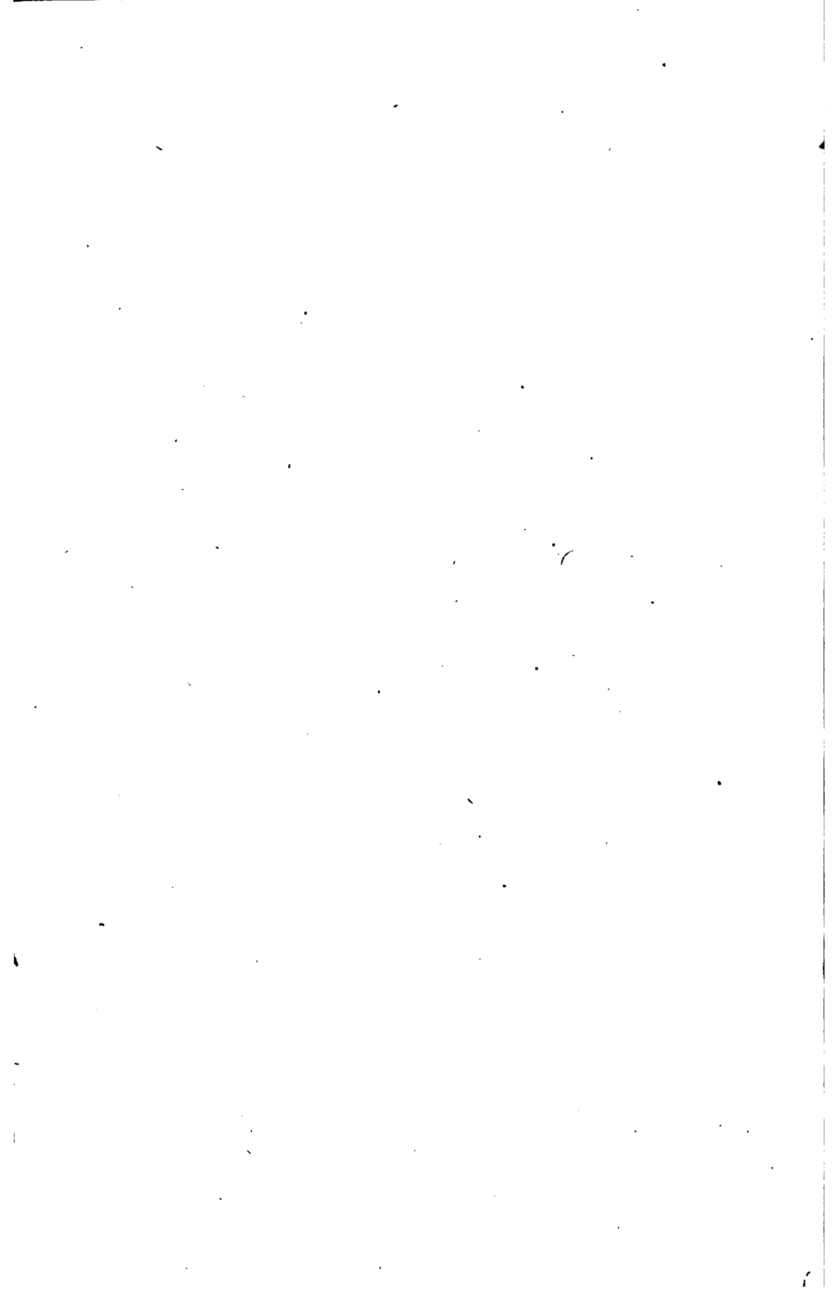


Erstes Kapitel.

Am Ende der Rue Guénégaud, wenn man von der Seite der Quais kommt, befindet sich die Passage des Pont-Neuf, die wie eine Art Korridor von der Mazarinestraße zur Seinestraße sich hinzieht. Diese Passage ist dreißig Schritt lang und höchstens zwei breit; sie ist mit gelblichen, abgenutzten Fliesen gepflastert, die stets von penetranter Feuchtigkeit bedeckt sind und deren Glasbedachung, die rechtwinklig darüberliegt, von Schmutz starrt.

An schönen Sommertagen, wenn heißer Sonnenschein auf den Straßen ruht, fällt ein weißlicher Schimmer durch die schmutzigen Glasscheiben und stiehlt sich bettelnd in die Passage. An schlechten Wintertagen an nebligen Morgen dringt durch die Glasbedachung nur Nacht auf die schlüpfrigen Fliesen: schmutzige und trübe Nacht.

Zur linken Seite reihen sich dunkle, niedrige Läden aneinander, aus denen kalte Kellerluft weht. Dort befinden sich die unter Decken von grauem Staub schlummernden Schaufensterausstellungen von Bücher



Erstes Kapitel.

Am Ende der Rue Guénégaud, wenn man von der Seite der Quais kommt, befindet sich die Passage des Pont-Neuf, die wie eine Art Korridor von der Mazarinestraße zur Seinestraße sich hinzieht. Diese Passage ist dreißig Schritt lang und höchstens zwei breit; sie ist mit gelblichen, abgenutzten Fliesen gepflastert, die stets von penetranter Feuchtigkeit bedeckt sind und deren Glasbedachung, die rechtwinklig darüberliegt, von Schmutz starrt.

An schönen Sommertagen, wenn heißer Sonnenschein auf den Straßen ruht, fällt ein weißlicher Schimmer durch die schmutzigen Glasscheiben und stiehlt sich bettelnd in die Passage. An schlechten Wintertagen an nebligen Morgen dringt durch die Glasbedachung nur Nacht auf die schlüpfrigen Fliesen: schmutzige und trübe Nacht.

Zur linken Seite reihen sich dunkle, niedrige Läden aneinander, aus denen kalte Kellerluft weht. Dort befinden sich die unter Decken von grauem Staub schlummernden Schaufensterausstellungen von Bücher

trödlern, Spielwarenhändlern und Schachtelfabrikanten. Die Fenster bestehen aus kleinen Scheiben und lassen nur dunkle Schatten auf die Ware fallen, der sich im Hintergrunde der Läden noch mehr verdichtet.

Auf der rechten Seite erstreckt sich der ganzen Länge der Passage nach eine Mauer, an welcher Kästen der gegenüberliegenden Ladenbesitzer angebracht sind. Die Mauer ist höher als das Glasdach und gibt mit ihrem groben, stellenweise abgebröckelten Kalkbewurf der Passage ein düsteres Aussehen.

Die Passage des Pont-Neuf ist übrigens keine Promenade. Man geht durch sie, um einen Umweg zu vermeiden und einige Minuten zu gewinnen. Das Publikum, welches sie durcheilt, ist ein geschäftiges, dessen einzige Sorge es ist, möglichst rasch und geradeaus zu gehen. Lehrlinge in Schurzfellen, Arbeiter mit Arbeitsgeräten, Männer und Frauen mit Packeten unterm Arm sieht man hier, ferner auch Greise, die in der trüben Dämmerung, die durch die Glasbedachung fällt, dahinschleichen und Kinder, die, aus der Schule kommend, mit Lärm und Holzschuhgeklapper über die Steinfliesen rennen.

Den ganzen Tag über hallt das Pflaster von den Schritten der Vorübergehenden wieder; niemand spricht, niemand bleibt stehen; jeder geht seinen Beschäftigungen nach und eilt rasch mit gesenktem Haupte vorüber, ohne die Läden eines Blickes zu würdigen. Wenn einmal einer vor denselben stehen bleibt, so betrachten die Ladeninhaber denselben mit unruhigen Blicken.

Abends wird die Passage durch drei Gasflammen, die in plumpen viereckigen Laternen brennen, erleuchtet. Diese Laternen hängen vom Glasdache herab und verbreiten um sich ein bleiches glitzerndes Licht, so daß die Passage den unangenehmen Anblick einer richtigen Mörderhöhle macht; sie sieht aus wie ein unterirdischer Gang, der von drei Totenlampen matt erhellt ist.

Die Kaufleute begnügen sich mit der armseligen Beleuchtung, welche die Gasflammen auf ihre Schaufenster werfen, und zünden in ihrem Laden nur eine Lampe an, die sie auf eine Ecke ihres Ladentisches stellen, so daß die Vorübergehenden in das Innere dieser Löcher sehen können, in denen am Tage Nacht herrscht.

Unter diesen Läden gab es vor einigen Jahren einen, auf dessen Schild, das aus einem langen schmalen Brett bestand, in schwarzen Buchstaben das Wort: „Kurzwarenhandlung" zu lesen war; auf einer Glasscheibe der Thür war ein Frauenname mit roten Lettern geschrieben: „Therese Raquin."

Rechts und links befanden sich geräumige Schaufenster, die mit blauen Tapeten ausgekleidet waren. Am Tage konnte man die Schaugegenstände nur undeutlich sehen.

Auf der einen Seite waren Weißwaren aufgestapelt: Tüllhauben zu zwei bis drei Frank das Stück, Mousselin-Kragen und Manchetten, ferner Strumpfwaren und Hosenträger. Jeder Gegenstand

hing in einem jämmerlichen Zustande an einem Haken von Eisendraht.

Auf der andern Seite war ein kleineres Schaufenster mit dicken Wollknäulen, schwarzen, auf weißen Karten befestigten Knöpfen, Schachteln von allen Farben und Größen, Haarnetzen von Stahlperlen, die auf rundem bläulichen Papier lagen, Bündeln von Stricknadeln, Stickmustern, Bandrollen, kurz einem Haufen von verschossenen und verschlissenen Gegenständen, die hier wohl schon fünf bis sechs Jahre lagen. Alle Farbenschattierungen waren zu einem schmutzigen Grau geworden in diesem Schaufenster, in dem Feuchtigkeit und Staub herrschten.

Im Sommer konnte man gegen Mittag, wenn Plätze und Straßen in vollem Sonnenschein lagen, hinter den Hauben des andern Schaufensters ein blasses und ernstes Frauengesicht bemerken, mit niedriger Stirn, aber langer, gerader Nase; die Lippen waren klein und rot, und das Kinn kurz und nervig, der Hals geschmeidig und voll. Man konnte den Körper nicht sehen, der nicht aus der im Laden herrschenden Dunkelheit hervortrat, nur das Gesicht war sichtbar mit seinem blassen Teint und den weit geöffneten schwarzen Augen, sozusagen erdrückt von einer Fülle dunkeln Haares. Unbeweglich und ruhig war es oft zwischen zwei Hauben sichtbar.

Abends, wenn die Lampe ihr Licht verbreitete, konnte man auch in das Innere des Ladens einen Blick werfen. Er war mehr lang als breit, an einem Ende befand sich ein kleines Komptoir, am andern eine

Wendeltreppe, die zur ersten Etage hinauf führte. An den Wänden waren Kästen und Reihen von Schachteln angelehnt; vier Stühle und ein Tisch vervollständigten das Mobiliar.

Das Zimmer hatte ein kahles, frostiges Aussehen; die Waren lagen eingepackt in den Ecken und lagen nicht auf dem Ladentisch umher in buntem freundlichen Farbenspiel.

Für gewöhnlich saßen zwei Frauen hinter dem Ladentisch: die junge Frau mit dem ernsten Gesicht und eine alte Dame, die im Schlafe lächelte. Die letztere war ungefähr sechzig Jahre alt; ihr wohlgenährtes, wohlwollendes Gesicht erschien im Lampenlicht noch weißer. Eine dicke Tigerkatze kauerte auf einer Ecke des Ladentisches und betrachtete ihre Herrin während des Schlafes. Etwas weiter saß ein Mann von etwa dreißig Jahren auf einem Stuhl und las oder sprach halblaut mit der jungen Frau. Er war klein, schwächlich und von kränklichem Aussehen; mit seinen weißblonden Haaren, dem spärlichen Bart und den roten Flecken auf den Wangen sah er einem kranken verhätschelten Kinde ähnlich.

Ein wenig vor zehn Uhr erwachte die alte Dame. Man schloß den Laden und die ganze Familie begab sich zur Ruhe. Spinnend folgte die Tigerkatze ihren Herren.

Oben bestand die Wohnung aus drei Zimmern. Die Treppe führte zu einem Speisezimmer, das zugleich als Salon diente. Links war ein Faience-Ofen in einer Nische, gegenüber ein Büffet; dann standen noch

Stühle an den Wänden, und ein runder Tisch befand sich in der Mitte des Zimmers. Hinten war eine dunkle Küche und zu beiden Seiten des Eßsaals war ein Schlafzimmer.

Die alte Dame küßte ihren Sohn und ihre Schwiegertochter und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Die Katze schlief auf einem Stuhl in der Küche und die Gatten gingen in ihr Zimmer, welches noch eine zweite Thür hatte, durch welche man auf einer Treppe direkt auf einen dunkeln Gang gelangte, der in die Passage führte.

Der Ehemann hatte Fieberfrost und legte sich zu Bett. Während dieser Zeit öffnete die Frau das Fenster, um die Läden herunterzulassen. Einige Minuten betrachtete sie die große schwarze Mauer, die sich gradeüber mit ihren Rissen erhob, und ging dann ebenfalls schlafen mit einer Miene, die gleichgültige Lebensverachtung aussprach.

Zweites Kapitel.

Madame Raquin war eine alte Kurzwarenhändlerin aus Vernon. Fast fünfundzwanzig Jahre hindurch hatte sie in einem kleinen Laden dieser Stadt gelebt. Einige Jahre nach dem Tode ihres Mannes fühlte sie sich schwach und matt und verkaufte ihr Geschäft. Ihre Ersparnisse mitsamt dem Ertrage dieses Verkaufs brachten ihr ein Kapital von vierzigtausend Frank ein, das sie gehörig anlegte und so zweitausend Frank jährliche Rente erhielt. Diese Summe war für sie über und über genug. Sie führte ein sehr zurückgezogenes Leben, unbekümmert um die Freuden und Leiden der Welt, die sie nicht kannte, und hatte sich eine friedliche Existenz voll ruhigen Glückes geschaffen.

Für vierhundert Frank mietete sie ein kleines Haus, dessen Garten sich bis zum Ufer der Seine hinzog. Es war ein abgeschlossenes beschränktes Heim, das fast wie ein Kloster sich ausnahm. Ein schmaler Fußpfad führte zu diesem Ausbau, der mitten in weitem Wiesengrund lag. Die Fenster der Wohnung gingen auf die Seine und auf die unbewohnten Abhänge des andern Ufers.

Die gute Dame, die schon die fünfzig hinter sich hatte, schloß sich in diese tiefe Einsamkeit ein und genoß hier reine Freuden neben ihrem Sohn Camillus und ihrer Nichte Therese.

Camillus war damals zwanzig Jahre alt. Seine Mutter verhätschelte ihn wie einen kleinen Jungen. Sie liebte ihn mehr als ihr Leben, hatte sie ihn doch dem Tode so zu sagen abgerungen während seiner langen in dauernder Krankheit verlebten Jugendzeit. Das Kind hatte hintereinander alle möglichen Fieber und Krankheiten gehabt. Madame Raquin hatte fünfzehn Jahre lang mit den fürchterlichen Uebeln zu kämpfen, die ihr den Sohn zu entreißen drohten. Sie besiegte alle durch ihre Geduld, ihre Sorge und aufopfernde Liebe. Doch blieb Camillus, als er älter geworden war, sehr schwächlich und in seinem Wachstum behindert. Seine dünnen Gliedmaßen führten nur langsame und matte Bewegungen aus. Seine Mutter liebte ihn um seiner Schwäche willen um so mehr, ja, sie betrachtete sein mageres bleiches Gesichtchen mit einem gewissen Ausdruck zärtlichen Triumphes; mußte sie doch unwillkürlich daran denken, daß sie ihm mehr als zehnmal das Leben gegeben hatte.

Während der seltenen Ruhepunkte, die ihm sein krankhafter Zustand ließ, besuchte der Knabe eine Handelsschule zu Vernon, wo er Rechtschreiben und Rechnen lernte. Sein Wissen beschränkte sich auf die vier Spezies und eine sehr oberflächliche Kenntnis der Grammatik. Später nahm er Schreibstunden und lernte Buchführung. Madame Raquin bekam Angst, als man ihr riet, den

Knaben aufs Gymnasium zu schicken; sie wußte, daß er, fern von ihr, sterben würde; sie sagte, daß die Bücher ihn umbringen würden; so blieb Camillus ohne Wissen, und seine Ignoranz war gewissermaßen eine Schwäche seines Seins.

Mit achtzehn Jahren trat er bei einem Weißwarenhändler als Kommis ein, da ihm das arbeitslose, langweilige Leben zu Hause widerstrebte. Er verdiente sechzig Frank monatlich. Seinem lebhaften Geiste erschien Müssiggang unerträglich. Bei dieser mechanischen Arbeit als Handlungsgehülfe hinter dem Ladentisch fühlte er sich wohl und munter. Abends kam er zerschlagen und mit hohlem Kopf nach Hause und empfand eine unendliche Wonne in dieser Ermattung, die ihn befiel. Uebrigens hatte er sich mit seiner Mutter zanken müssen, damit er nur bei dem Weißwarenhändler hatte eintreten dürfen; sie wollte ihn stets um sich behalten, am liebsten im Bett in Baumwolle eingewickelt, fern vom Trubel des Lebens. Aber der junge Mann bestand auf seinem Willen; er verlangte für sich Arbeit, wie andre Kinder Spielzeug verlangen, nicht gerade aus Pflichtgefühl, sondern mehr aus Instinkt, aus Naturtrieb.

Durch die zärtliche, aufopfernde Liebe seiner Mutter hatte sich bei ihm ein fürchterlicher Egoismus entwickelt; er glaubte, daß er diejenigen, die ihn bedauerten und liebkosten, gern hätte; in Wirklichkeit aber lebte er für sich und in sich, liebte nur sein Wohlbefinden und suchte durch alle nur möglichen Mittel dasselbe zu fördern. Die übertriebene Zärtlichkeit seiner

Mutter wurde ihm zuwider, und deshalb warf er sich mit Wonne auf eine inhaltsleere Beschäftigung, die ihn von dem Krankenthee und der Medizin erlöste. Kehrte er dann abends heim vom Büreau, so erging er sich mit seiner Kousine Therese am Ufer der Seine.

Therese war in ihrem achtzehnten Jahr. Sechzehn Jahre vorher hatte der Bruder von Madame Raquin, der Hauptmann Degans, ihr eines Tages, als sie noch das Kurzwarengeschäft hatte, ein kleines Mädchen in die Arme gelegt bei seiner Rückkehr aus Algier.

„Sieh, hier ist ein Mädchen, dessen Tante Du bist," hatte er ihr lächelnd gesagt. „Seine Mutter ist tot . . . Ich weiß nicht, wo ich es lassen soll. Ich übergebe es daher Dir."

Die Händlerin nahm das Kind, lächelte ihm zu und küßte seine rosigen Backen.

Degans blieb acht Tage in Vernon. Seine Schwester legte ihm kaum noch eine Frage vor über das junge, ihr überlassene Geschöpf. Sie wußte nur so obenhin, daß die liebe Kleine in Oran geboren war und zur Mutter eine Eingeborne von großer Schönheit gehabt hatte. Der Hauptmann übergab ihr kurz vor seiner Wiederabreise einen Geburtsschein, in welchem Therese von ihm als Kind anerkannt wurde, so daß sie seinen Namen trug. Er reiste ab, und man sah ihn nie wieder. Einige Jahre später wurde er in Afrika getötet.

Therese wuchs heran, schlief mit Camillus in demselben Bettchen und erfreute sich derselben sorgfältigen Pflege ihrer Tante, wie er. Sie war von

eiserner Gesundheit, wurde aber gepflegt wie ein schwächliches Kind, mußte Medikamente, wie ihr Kousin trinken und wurde in dem heißen Zimmer des kleinen Kranken gehalten. Stundenlang saß sie da vor dem Feuer nachdenklich zusammengekauert und starrte in die Flamme des Kamins, ohne mit den Wimpern zu zucken. Dies gezwungene Krankenleben machte sich bald in ihrem ganzen Wesen geltend; sie nahm die Gewohnheit an, leise zu sprechen, geräuschlos dahinzugleiten, stumm und unbeweglich auf einem Stuhle zu sitzen und vor sich hinzubrüten. Und doch ließ jede ihrer Bewegungen die innerlich schlafende, nur äußerlich zurückgedrängte Glut ihres Naturells ahnen. Das klösterliche Leben, das sie führte, das entnervende Regime, dem sie unterworfen war, konnte ihren mageren und kräftigen Körper nicht schwächen; ihr Gesicht nur nahm ein kränkliches Blaß an, das etwas in Gelb hinüberspiegelte, so daß sie fast häßlich aussah.

Als Madame Raquin ihr Geschäft verkauft hatte und sich in das Häuschen am Seine-Ufer zurückzog, bebte Therese vor Freude. Das fortwährende Hofmeistern der Tante hatte alle Wallungen ihres Blutes zurückgedrängt und ihrer Natur Zügel angelegt. Aber unter der ruhigen äußern Kaltblütigkeit lag tiefe verhaltene Glut.

Als sie nun den Garten sah, den glänzenden Fluß und die grünen weiten Flußabhänge, die bis zum Horizont sich erstreckten, da wurde sie von einer wilden Freude ergriffen, umherzutraben und zu jauchzen; sie fühlte, wie ihr Herz sich mächtig regte; aber keine

Miene ihre Gesichts zuckte und sie begnügte sich damit, zu lächeln, als ihre Tante sie fragte, wie ihr neues Heim ihr gefalle.

Von da ab gestaltete sich ihr Leben freundlicher. Ihr sanftes Auftreten, ihre ruhige, gleichgültige Physiognomie blieb, sie blieb auch ferner das im Krankenzimmer aufgezogene Kind, aber innerlich kostete sie die Genüsse einer leidenschaftlich angelegten Natur. Wenn sie auf dem Grase allein war am Ufer des Flusses, legte sie sich nieder und blieb so stundenlang mit allerhand Gedanken beschäftigt liegen. Tolle Träume überkamen sie dann.

Abends nähte Therese dann wieder ruhig und schweigend neben ihrer Tante. Camillus, in einem Lehnstuhl vergraben, dachte an seine Zahlensummierungen. Nur ab und zu störte ein Wort den Frieden dieses ruhigen Stilllebens.

Madame Raquin sah mit innerm Seelenfrieden auf ihre Kinder herab. Sie hatte beide für einander bestimmt. Noch immer sorgte sie für ihren Sohn wie für einen Todeskandidaten, der der größten Pflege bedarf, und der Gedanke, sie könne sterben und ihn allein hilflos zurücklassen, machte ihr viel Unruhe. Alsdann zählte sie auf Therese, sie sagte sich, daß dies Mädchen eine sorgfältige Pflegerin für Camillus sein werde, denn ihre Nichte flößte ihr mit ihrem ruhigen Wesen und ihrer stummen Ergebung ein grenzenloses Vertrauen ein. Sie sollte der Schutzengel ihres Sohnes werden. Ihre Heirat war reiflich überdacht und fest beschlossen, das wußten auch die jungen Leute recht

gut. Sie waren unter diesem Gedanken aufgewachsen und so erschien er ihnen natürlich. Man sprach von dieser Vereinigung als von einer notwendigen, unabweislichen Sache. Madame Raquin hatte geäußert: „Wir wollen noch warten, bis Therese einundzwanzig Jahre alt ist.“

Und so warteten sie denn geduldig, ohne Aufregung und Schamröte.

Camillus, dessen Blut infolge der Krankheit träge durch seine Adern floß, wußte nichts von den leidenschaftlichen Begierden der Jugend. Er küßte seine Kousine wie er seine Mutter küßte, ohne seine egoistische Ruhe zu verlieren. Er sah in ihr eine gefällige Genossin, die ihn über die Klippe der Langweile hinweghalf und ihm Thee und Krankensuppen kochte.

Wenn er mit ihr spielte oder sie in seinen Armen hielt, war es ihm als wenn er einen Knaben vor sich hatte. Niemals war es ihm in den Sinn gekommen, die warmen Lippen Theresens zu küssen, wenn sie sich gezwungen lachend von ihm los zu machen suchte.

Auch das junge Mädchen schien ihm gegenüber kalt und gleichgültig zu bleiben. Manchmal richtete sie ihre großen Augen auf Camillus und betrachtete ihn minutenlang in Sinnen verloren. Nur um ihre Mundwinkel spielte dann nervöses Zucken, sonst war auf ihrem ruhigen Gesichte nichts zu lesen. Wenn Madame Raquin von der Heirat sprach, begnügte sich Therese ihre Zustimmung durch Kopfnicken zu geben, während Camillus gewöhnlich dabei einschlief.

Abends im Sommer liefen die jungen Leute am Flußufer umher. Auch Camillus ärgerte sich über die fortwährende Sorgfalt der Mutter; er wollte laufen und sich von der Aufsicht seiner Mutter befreien, die ihn krank machte. Alsdann zog er Therese mit sich fort, forderte sie zum Ringen heraus und wälzte sich mit ihr auf dem Rasen.

So flossen die Monate und die Jahre dahin. Der für die Hochzeit festgesetzte Tag nahte. Madame Raquin nahm Therese bei Seite, erzählte ihr von ihrem Vater und ihrer Mutter, nebst der Geschichte ihrer Geburt. Das junge Mädchen hörte auf das, was die Tante ihr sagte, und umarmte sie, ohne etwas zu erwiedern.

Abends ging Therese anstatt in ihr Zimmer, das links von der Treppe war, in das ihres Vetters, welches sich rechts befand. Das war der ganze Wechsel, der sich in ihrem Leben vollzog an jenem Tage. Und am nächsten Morgen, als die jungen Gatten hinunter kamen, hatte Camillus immer noch seine kränkliche, schwächliche Haltung und egoistisch-behäbige Ruhe, sowie auch Therese stets ihre gleichgültige Sanftmut bewahrte und das erschrecklich gesetzte Wesen samt der Unbeweglichkeit ihrer Gesichtszüge.

Drittes Kapitel.

Acht Tage nach ihrer Verheiratung erklärte Camillus seiner Mutter kurz und bündig, daß er beabsichtige, Vernon zu verlassen und nach Paris zu gehen. Madame Raquin sträubte sich dagegen: sie habe ihre Existenz derart geregelt, daß sie sich keinem Wechsel unterwerfen wolle. Aber ihr Sohn hatte einen Krampfanfall, und es schien, als ob er krank werden würde, wenn sie seiner Laune nicht willfahren wollte.

„Ich bin Dir niemals bei Deinen Plänen im Wege gewesen,“ sagte er zu ihr, „ich habe meine Kousine geheiratet, ich habe alle Droguen verschluckt, die Du mir gegeben hast. So ist es denn jetzt auch nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich meinen Willen haben will und Du mir nachgibst . . . Wir wollen Ende dieses Monats fortziehen.“

Madame Raquin konnte nachts nicht schlafen. Der Entschluß ihres Camillus brachte Unruhe und Aufregung in ihr Leben, doch beruhigte sie sich nach und nach. Sie bedachte, daß das junge Paar Kinder bekommen könnte und ihr kleines Vermögen dann nicht ausreichen

würde. Deshalb war es notwendig, mehr Geld zu verdienen, sich wieder mit dem Handel abzugeben und eine gewinnbringende Beschäftigung ausfindig zu machen für Therese. Am nächsten Tage hatte sie sich schon mit dem Gedanken an einen Domizilwechsel vertraut gemacht und den Plan für ein neues Leben entworfen. Beim Frühstück sagte sie ganz heiter zu ihren Kindern:

„Ich weiß, was wir thun wollen. Ich fahre morgen nach Paris und suche einen kleinen Kurzwaren-Laden zu mieten oder zu kaufen, den wir dann betreiben wollen. Therese und ich sind dann im Laden beschäftigt und Du, Camillus, kannst thun, was Du willst, spazieren gehen oder eine Anstellung suchen.“

„Ich werde eine Anstellung suchen“, antwortete der junge Mann.

In Wirklichkeit verhielt es sich so, daß Camillus nur durch seinen dummen Ehrgeiz dazu getrieben wurde, von Vernon fortzuziehen. Er wollte in einer großen Verwaltung angestellt werden und errötete vor Vergnügen, wenn er sich im Geiste in einem großen Bureau beschäftigt sah mit der Feder hinterm Ohr.

Therese wurde gar nicht gefragt; sie hatte stets einen solchen passiven Gehorsam gezeigt, daß ihre Tante und ihr Mann sich nicht die Mühe gaben, sie um ihre Meinung zu befragen. Sie ging dahin, wohin sie gingen, ohne sich zu beklagen oder zu murren, ja selbst, ohne sich den Anschein zu geben, als empfinde sie den Wohnungswechsel in irgend welcher Weise.

Madame Raquin fuhr nach Paris und begab sich direkt in die Pont-Neuf-Passage, wo ein altes Fräulein

sie an eine ihrer Verwandten gewiesen hatte, die in dieser Passage einen Kurzwarenhandel betrieb, den sie gern los sein wollte. Die ehemalige Kurzwarenhändlerin fand den Laden zwar ein wenig klein und ein bischen dunkel; aber beim Durchwandern von Paris hatte sie das Straßengeräusch und die luxuriöse Ausstattung der Schaufenster in Verwirrung gesetzt, während diese enge Galerie mit den bescheidenen Schaufenstern in ihr die Erinnerung an ihr früheres Magazin wachrief, so friedlich-still sah sie aus. Sie konnte meinen, noch in der Provinz zu sein, und bei diesem Gedanken atmete sie auf; in diesem abgelegenen Winkel konnten und mußten ihre lieben Kinder sich glücklich fühlen. Dann bestimmte sie auch der bescheidene Preis des Geschäftes, das für nur zweitausend Frank zum Verkauf stand. Die Miete des Ladens und der ersten Etage betrug nur eintausendzweihundert Frank. Madame Raquin hatte beinahe viertausend Frank erspart und berechnete, daß sie das Geschäft würde kaufen und auch noch die Miete für das erste Jahr zahlen können, ohne ihr Vermögen angreifen zu müssen. Der Gehalt des Camillus und die Einkünfte aus dem Handel würden hinreichen, wie sie dachte, um die täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, so daß sie es nicht nötig haben würde, ihre Renten anzugreifen, sondern diese zum Kapital schlagen könnte, um für die Ausstattung ihrer Enkel mehr Fonds zu gewinnen.

Strahlend kehrte sie nach Vernon zurück. Sie sagte, sie habe eine Perle gefunden, ein behagliches Heim mitten in Paris. Allmählich gestaltete sich in

ihren Abendunterhaltungen der feuchte und dunkle Laden der Passage zu einem Palast; sie schilderte ihn als bequem, geräumig, ruhig und mit tausend unschätzbaren Vorteilen ausgestattet.

„Ach, meine gute Therese,“ sagte sie, „Du sollst sehen, wie glücklich wir in diesem Eckchen leben werden! Drei schöne Zimmer sind oben . . . die Passage ist voller Leute . . . Wir richten die Schaufenster hübsch ein . . . Ich sage Dir, wir werden uns schon zurecht finden und heimisch fühlen.“

Sie wurde nicht müde, alles auseinander zu setzen. Alle ihre Neigungen als alte Kurzwarenhändlerin wurden wieder wach; im voraus schon erteilte sie Theresen Ratschläge in Betreff des Verkaufens und Kaufens und die kleinen Kniffe im Handel und Verkehr mit dem Publikum. Endlich verließ die Familie das Haus an der Seine und am Abend desselben Tages hielt sie ihren Einzug in die Passage des Pont-Neuf.

Als Therese in den Laden trat, in welchem sie von nun ab leben sollte, war es ihr als stiege sie in ein Grab. Eine gewisse Mutlosigkeit ergriff sie, die beinahe an Angst grenzte. Sie betrachtete die schmutzig-feuchte Galerie, untersuchte den Laden, stieg in die erste Etage, ging überall herum in diesen kahlen Räumen ohne Möbel, die einen trostlosen Anblick gewährten, und sprach kein Wort. Sie war wie versteinert. Als ihre Tante und ihr Mann hinunter gegangen waren, setzte sie sich auf eine Kiste und hätte am liebsten laut weinen mögen.

Madame Raquin wurde angesichts der Wirklichkeit doch etwas verlegen und schämte sich über ihre Darstellungen etwas. Doch suchte sie ihrer Erwerbung die beste Seite abzugewinnen und sie zu verteidigen. Die Dunkelheit rühre nur von dem bedeckten Himmel her und wenn Alles hübsch gefegt und aufgestellt sein werde, würde es schon behaglich sein.

„Pah!“ antwortete Camillus, „das ist alles ganz angänglich . . . Wir werden hier übrigens nur abends sein. Ich komme ja nicht vor fünf oder sechs Uhr nach Hause . . . Ihr beide seid dann hübsch beisammen und habt Zeitvertreib.“

Niemals würde der junge Mann seine Einwilligung dazu gegeben haben, eine solche Höhle zu bewohnen, wenn er sich nicht vorgenommen hätte, den Tag über in einem Bureau zu verbringen und abends früh zu Bett zu gehen.

Eine ganze Woche hindurch blieb Laden und Wohnung in Unordnung. Vom ersten Tag ab hatte Therese sich hinter den Ladentisch gesetzt und rührte sich nicht vom Platze. Madame Raquin wunderte sich über dies lässige Verhalten; sie hatte geglaubt, die junge Frau werde es sich angelegen sein lassen, ihre Wohnung auszuschmücken, Blumen ans Fenster zu stellen, neue Tapeten zu verlangen, Vorhänge und Teppiche. Als sie eine Reparatur oder doch eine Verschönerung zur Sprache brachte, antwortete ihre Nichte gelassen:

„Wozu soll das? Wir sind ja so ganz in Ordnung; Luxus brauchen wir nicht.“

So mußte denn Madame Raquin selbst Hand anlegen, um die Zimmer in Stand zu setzen und ein wenig Ordnung in den Laden zu bringen.

Therese wurde schließlich durch ihre ewige Emsigkeit nervös und nahm eine Aufwartefrau an, so daß ihre Tante gezwungen war, sich neben sie zu setzen.

Camillus konnte im ersten Monat noch keine Stelle finden. Er blieb so wenig wie möglich im Laden, sondern bummelte den ganzen Tag umher. Er wurde derart von Langweile geplagt, daß er schon davon sprach, wieder nach Vernon zurückzukehren. Endlich trat er in die Eisenbahnverwaltung von Paris-Orleans ein, wo er monatlich hundert Frank erhielt. Sein Wunsch war erfüllt.

Morgens ging er um acht Uhr von Hause fort, die Guénégaudstraße entlang und gelangte auf die Quais. Dann ging er langsamen Schritts die Hände in den Taschen die Seine entlang, vom Institut bis zum botanischen Garten. Dieser lange Weg, den er zweimal des Tages machen mußte, ermüdete ihn nicht, weder geistig noch körperlich. Er sah das Wasser dahingleiten, blieb stehen, um die Holztraften zu betrachten, die den Fluß hinunter geflößt wurden, ohne an etwas zu denken. Oft verweilte er vor der Notre-Dame-Kirche und guckte nach den Gerüsten, von denen die damals in Reparatur begriffene Kirche umgeben war; er hatte daran seinen Spaß, ohne daß er wußte, warum. Dann warf er wohl noch im Vorübergehen einen Blick auf den Port aux Vins oder zählte die Fiaker, die vom Bahnhof kamen. Abends ging er abgemattet durch den

botanischen Garten und sah sich die Bären an, wenn er es nicht zu eilig hatte. Da hielt er sich vielleicht eine Viertelstunde auf und folgte, über das Geländer der Grube gebeugt, den plumpen Spielen der Bären mit offenem Munde und aufgesperrten Augen; er empfand jene dumme Gafferfreude, die sich an einem Nichts ergötzt.

Zu Hause angekommen, aß er und legte sich dann aufs Lesen. Er hatte die Werke von Buffon gekauft und bemühte sich, jeden Abend zwanzig bis dreißig Seiten weiter vorzudringen, obwohl diese Art Lektüre ihm ziemlich langweilig war. Ferner las er auch in Lieferungen zu zehn Centimes die „Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs“ von Thiers und die „Geschichte der Girondisten“ von Lamartine und sonstige Werke, die bestimmt waren, die Wissenschaft zu popularisieren Er glaubte hierbei an seiner Ausbildung zu arbeiten. Mitunter nötigte er seine Frau, die Lektüre einiger Seiten oder gewisser Anekdoten mit anzuhören, und wunderte sich sehr, daß Therese nachdenklich und schweigend einen ganzen Abend über dasitzen konnte, ohne auch nur einmal ein Buch anzurühren. Im stillen schrieb er dies alles der geringen Intelligenz seiner Frau zu.

Therese mochte nichts vom Bücherlesen wissen; lieber träumte sie, müssig vor sich hin starrend, ohne sich im übrigen aus der Fassung bringen zu lassen.

Der Handel ging seinen langsamen Weg, der Verdienst war jeden Monat derselbe. Die Kundschaft bestand aus Arbeiterinnen des Viertels. Alle fünf Minuten kam ein junges Mädchen und kaufte für einige Sous

Waren. Therese bediente die Kunden mit denselben Redensarten und demselben stereotypen Lächeln. Madame Raquin zeigte sich gewandter; sie sprach mehr und ihr verdankte man im Grunde genommen das Heranziehen der Kundschaft.

Drei Jahre hindurch folgte so ein Tag dem andern. Camillus blieb nicht ein einziges Mal dem Bureau fern; seine Mutter und seine Frau gingen fast nie aus dem Laden. Therese lebte wie eine Pflanze im feuchten Schatten, in trübseligem Schweigen, gedrückten Herzens; sie sah, wie das Leben leer vor ihr lag; jeder Abend brachte die Botschaft einer liebeleeren Nacht und jeder Morgen die Verkündigung eines öden Tages.

Viertes Kapitel.

Einmal in der Woche, am Donnerstag, hatte die Familie Raquin ihren Empfangsabend. Man zündete eine große Lampe im Speisezimmer an und setzte einen Kochapparat ans Feuer, um Thee zu bereiten. Das war eine umständliche Geschichte. Dieser Abend war der bevorzugteste, er galt für den heitersten und ausgelassensten, an dem man erst um elf Uhr zu Bett ging.

Madame Raquin hatte in Paris einen ihrer alten Freunde, den Polizeikommissarius Michaud, wieder gefunden, der in Vernon zwanzig Jahre lang fungiert und sogar im selben Hause wie die Kurzwarenhändlerin gewohnt hatte. Zwischen ihnen hatte sich eine enge Freundschaft geknüpft, später aber, als die Wittwe den Laden verkauft und in das Häuschen an der Seine gezogen war, waren sie einander mehr aus dem Gesicht gekommen. Michaud hatte die Provinz verlassen und lebte nun in Paris in der Seinestraße von seinen eintausendfünfhundert Frank Pension.

An einem regnerischen Tage traf er seine alte Freundin in der Pont-Neuf-Passage und speiste noch an demselben Abend bei Raquins.

Das war der Anfang der Empfangsabende am Donnerstag. Der ehemalige Polizeikommissär pflegte bald einmal in der Woche sich einzustellen und brachte dann auch seinen Sohn Olivier, der ungefähr dreißig Jahre alt war, mit. Olivier hatte bei der Polizeipräfektur eine Anstellung von dreitausend Frank, auf die Camillus recht neidisch war, er war nämlich Vorsteher eines Bureaus der Ordnung und Sicherheit. Vom ersten Augenblick an konnte Therese diesen trocknen und kalten Menschen nicht ausstehen, der dem Laden in der Passage eine gewaltige Ehre zu erweisen glaubte, wenn er seine lange dürre Gestalt dort neben seinem kleinen kränklichen Frauchen sehen ließ.

Camillus führte noch einen Gast ein, einen alten Beamten der Orleans-Bahn. Grivet war schon zwanzig Jahre im Amt; er war Bureau-Vorsteher und hatte zweitausendeinhundert Frank Gehalt. Er hatte die Arbeitsverteilung im Bureau, in welchem Camillus arbeitete zu leiten und dieser erwies ihm eine gewisse Hochachtung; wenn Grivet stürbe, könnte er vielleicht nach zehn Jahren in dessen Stelle rücken; das war wenigstens sein sehnlichster Wunsch. Grivet war entzückt über die Aufnahme, die ihm bei Raquins zu Teil wurde, und so kam er denn jede Woche regelmäßig wieder; der Donnerstagsbesuch war für ihn eine Notwendigkeit geworden, eine Art Pflicht, die er ebenso pünklich inne hielt wie seine Bureaustunden.

Von da ab wurden die Versammlungen reizend. Um sieben Uhr machte Madame Raquin Feuer im Kamin an, setzte die Lampe mitten auf den Tisch, ein Domino-

spiel daneben und brachte das Theeservice in Ordnung, das sich auf dem Buffet befand. Punkt acht Uhr traf sich der alte Michaud und Grivet vor dem Laden, der eine von der Seinestraße, der andere von der Mazarinestraße herkommend. Sie traten ein und die ganze Familie begab sich in die erste Etage. Man setzte sich um den Tisch und wartete auf Olivier und dessen Frau, die immer etwas spät kamen. Wenn die Versammlung vollzählig war, schenkte Madame Raquin den Thee ein, Camillus leerte das Dominokästchen auf die Wachstuchdecke und jeder vertiefte sich in sein Spiel. Man hörte nichts weiter, als das Klappern der Dominosteine. Nach jeder Partie stritten sich die Spieler zwei bis drei Minuten herum, dann folgte wieder Stillschweigen.

Therese spielte mit einer Gleichgültigkeit, die den Zorn von Camillus herausforderte. Sie nahm Fränzchen, den großen Kater, den Madame Raquin von Vernon mitgebracht hatte, auf den Schoß und streichelte ihn mit der einen Hand, während sie mit der andern die Steine ansetzte. Die Donnerstagsabende waren eine Qual für sie, oft schützte sie ein Unwohlsein vor, um nicht spielen zu müssen, sondern müssig halb im Schlaf zuschauen zu können. Alle diese Leute waren ihr zuwider, alle erschienen ihr dumm und unbedeutend, sie fühlte sich wie in einem mechanischen Theater oder in einem Wachsfigurenkabinett.

Wenn unten die Ladenglocke ertönte und anzeigte, daß Kunden gekommen waren, erhob Therese sich rasch und war ordentlich froh, der schwülen Atmosphäre des Eßsalons zu entfliehen. Langsam bediente sie dann die

Kundschaft, setzte sich hinter den Ladentisch und beeilte sich durchaus nicht, wieder hinaufzugehen. Sie empfand eine ordentliche Freude, Grivet und Olivier nicht vor Augen zu haben. Die feuchte Luft des Ladens kühlte ihre fieberhaft heißen Hände, und sie versank in jene düstere Träumerei, die ihr zur Gewohnheit geworden war.

Aber lange konnte sie nicht so bleiben. Camillus wurde über ihre Abwesenheit ärgerlich; er begriff nicht, wie man am Donnerstag Abend lieber im Laden als im Speisezimmer sein mochte. Dann rief er seiner Frau wohl von der Treppe aus zu:

„Nun? was machst Du denn da? Warum kommst Du nicht nach oben? . . . Grivet hat höllisches Glück, er hat soeben wieder gewonnen.“

Die junge Frau stand dann mühsam auf und nahm wieder ihren Platz dem alten Michaud gegenüber ein, dessen hängende Lippen ein ekelerregendes Lächeln umspielte. Bis um elf Uhr blieb sie auf dem Stuhl sitzen und blickte auf Fränzchen, den sie in den Armen hielt, um nur nicht die Wachsfiguren sehen zu müssen, die um sie herum ihre Gesichter schnitten.

Fünftes Kapitel.

Als Camillus eines Abends aus dem Büreau nach Hause kam, brachte er einen großen breitschulterigen Kerl mit sich, den er vertraulich in den Laden schob.

„Mutter," fragte er Frau Raquin, „kennst Du diesen Herrn wieder?"

Die alte Händlerin betrachtete den großen Kerl und sann hin und her, ohne sich seiner zu erinnern. Therese beobachtete diese Szene in ihrer gelassenen Weise.

„Was!" rief Camillus, „Du kennst den Lorenz nicht mehr, den kleinen Lorenz, den Sohn vom alten Lorenz, der so schöne Getreidefelder hat nach Jeufosse zu! . . . Erinnerst Du Dich nicht? . . . Ich ging mit ihm zur Schule; er holte mich morgens ab, wenn er von seinem Onkel kam, der neben uns wohnte, und Du gabst ihm Zuckerbrot."

Auf einmal besann sich Madame Raquin auf den kleinen Lorenz, den sie ungewöhnlich hoch aufgeschossen fand. Sie hatte ihn mindestens zwanzig Jahre lang nicht gesehen und überflutete ihn nun mit allerlei Erinnerungen und mütterlichen Scherzreden. Lorenz hatte

Platz genommen und lächelte still, während er Auskunft gab und sich behachlig umschaute.

„Denkt Euch bloß," sagte Camillus, „daß dieser kleine Schäker da an der Orleans=Bahn angestellt ist seit anderthalb Jahren, und daß wir uns erst heut Abend getroffen und wieder erkannt haben. Die Verwaltung ist so groß, so ungeheuer ausgedehnt! Aber es geht ihm gut, er hat studiert und verdient schon eintausend=fünfhundert Frank. . . Sein Vater hat ihn aufs Gymnasium geschickt, dann hat er Jura studiert und malen gelernt. Nicht wahr, Lorenz? . . . Du bleibst heut bei uns zum Essen."

„Mir ist's schon recht," antwortete Lorenz ohne Umstände.

Er legte seinen Hut ab und machte sich's im Laden bequem. Madame Raquin lief in die Küche, um nach ihren Kasserolen zu sehen. Therese, die noch kein Wort gesprochen hatte, betrachtete den Neugekommenen. Noch nie hatte sie einen Mann gesehen. Lorenz, der groß und stark war, von frischer Gesichtsfarbe, setzte sie in Erstaunen. Sie blickte mit einer Art von Bewunderung auf seine niedrige Stirn, die von struppigem schwarzen Haar umgeben war, auf seine vollen Backen, seine roten Lippen, das regelmäßige Gesicht, das durch Gesundheit schön war. Sein Hals war dick und kurz, fett und kräftig. Die dicken Hände, die geballte Faust, mit der er einen Stier hätte töten können, erregten ihre Aufmerksamkeit. Lorenz war ein richtiger Bauernsohn, von etwas plumper Haltung, gebogenem Rücken, mit langsamen, eckigen Bewegungen, aber von kräftigem Körper=

bau und festem Fleisch. Therese konnte nicht aufhören, ihn vom Kopf zu Fuß zu betrachten, und beim Hinsehen auf seinen Stiernacken ging ein leichtes Beben durch ihren Körper.

Camillus kramte seine Bände von Buffon und die zehn Centimes-Lieferungen aus, um seinem Freunde zu zeigen, daß er auch geistig thätig sei. Dann gab er einem Gedanken, der ihm schon seit einigen Augenblicken auf der Zunge schwebte, Ausdruck:

„Aber Du mußt doch meine Frau kennen?“ sagte er zu Lorenz. „Erinnerst Du Dich nicht mehr an die kleine Kousine, die mit uns in Vernon spielte?“

„Ich habe Madame sofort wieder erkannt,“ antwortete Lorenz während er Therese ansah. Unter diesem durchbohrenden, forschenden Blick überkam ein leichter Schwindel die junge Frau. Sie lachte gezwungen und wechselte einige Worte mit Lorenz und ihrem Gatten, dann beeilte sie sich, ihre Tante aufzusuchen. Sie war leidend.

Man setzte sich zu Tische. Als die Suppe aufgetragen war und während des Essens glaubte Camillus sich mit seinem Freunde beschäftigen zu müssen.

„Wie geht's Deinem Vater?“ fragte er ihn.

„Daß weiß ich wirklich nicht,“ antwortete Lorenz. „Wir haben uns entzweit; seit fünf Jahren schreiben wir uns nicht mehr.“

„Was!“ rief Camillus, dem eine solche Ungeheuerlichkeit merkwürdig vorkam.

„Ja, der gute Mann hat so seine eigentümlichen Ideen... Da er beständig mit seinem Nachbar Prozesse

führt, hat er mich aufs Gymnasium geschickt mit dem Hintergedanken, mich später als Advokaten benutzen zu können, der alle Prozesse für ihn gewinnt. . . O, der alte Lorenz ist nur ehrgeizig, wenn es was einbringt; er will sogar aus seinen Narrheiten Nutzen ziehen."

„Du wolltest also nicht Advokat werden?" sagte Camillus, dessen Erstaunen wuchs.

„Gott bewahre," versetzte sein Freund lachend. . . „Zwei Jahre hindurch habe ich so gethan, als wenn ich studierte, um meinen Wechsel von Eintausendzweihundert Frank, den mein Vater mir gab, in die Tasche stecken zu können. Ich lebte aber bei einem Studienfreunde vom Gymnasium her, der Maler ist, und fing auch an Malerei zu treiben. Das machte mir Spaß; das ist eine Profession, die nicht ermüdet und ganz nett ist. Wir rauchten und machten den ganzen Tag über Unsinn . . ."

Die Familie Raquin machte große Augen.

„Unglücklicherweise," fuhr Lorenz fort, „konnte das nicht ewig dauern. Der Vater kam dahinter, daß ich ihm Wippchen vormachte, und hat mir meine hundert Frank monatlich einbehalten, mir dagegen anheim gestellt, mit ihm zusammen das Land zu behacken. Da versuchte ich, Heiligenbilder zu malen; faules Geschäft . . Als ich klar einsah, daß ich auf diese Weise verhungern konnte, hing ich die Kunst an den Nagel und bemühte mich um eine Anstellung . . Der Vater wird ja schließlich auch einmal sterben; darauf warte ich, um zu leben, ohne etwas zu thun."

Lorenz sprach ganz gemütlich. Er hatte soeben in wenigen Worten eine Geschichte zum besten gegeben, die ihn vollständig charakterisierte.

Er war im Grunde genommen ein Faulpelz mit sanguinischen Gelüsten und dem stark ausgesprochenen Wunsche, sich leicht und schnell möglichst lange dauernde Genüsse zu verschaffen. Dieser große Koloß verlangte, nichts thun zu brauchen, sondern täglich und stündlich sich dem Müßiggange hingeben zu können. Gut essen und trinken, seine ordentliche Nachtruhe haben, seinen Leidenschaften nach allen Seiten hin fröhnen, ohne sich viel dabei anzustrengen, dies war sein Ideal.

Die Profession als Advokat hatte ihm Angst eingeflößt, es graute ihm vor dem Gedanken, die Erde behacken zu müssen. Auf die Kunst hatte er sich geworfen, weil er das für ein das Nichtsthun nicht ganz ausschließendes Metier hielt; es schien ihm leicht, den Pinsel zu handhaben, und der Erfolg konnte ja nicht ausbleiben. Er dachte sich das als ein wohlfeiles Wollust-Leben voller Frauen, Sopha-Siesten, Essen und Trinken. So lange der alte Lorenz Geld schickte, war auch alles recht gut. Aber als der junge Mann, der schon dreißig Jahre alt war, Mangel und Armut am Horizont auftauchen sah, begann er nachzudenken.

Er fühlte sich den Entbehrungen feigerweise nicht gewachsen und hätte nicht einen einzigen Tag des Mangels für den größten Ruhm in der Kunst dahingegeben. Er hing daher, wie er sich ausdrückte, die Kunst an den Nagel, sobald er merkte, daß sie nie seine weitgehenden Ansprüche befriedigen konnte. Seine

ersten Versuche waren übrigens unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit geblieben. Sein Bauernauge betrachtete die Natur unter einem falschen Gesichtswinkel; seine Malereien waren klobig, eckig, schmutzig, kurz unter aller Kritik. Uebrigens war er als Künstler nicht besonders eitel und geriet nicht in große Verzweiflung, als er den Pinsel fallen lassen mußte. Was er bedauerte, war das flotte Atelierleben, in dem er sich so hübsch vier bis fünf Jahre umhergetrieben hatte; die billigen Modelle, mit denen man Allotria umhergetrieben, mochte er nur unbequem meiden.

Indes fand er sich bald auch im Bureauleben zurecht und richtete sich behaglich ein. Da gab es täglich fast dieselbe Arbeit, die nicht besonders anstrengte und wenig Geist erheischte. Nur zweierlei war ihm nicht recht: erstens der Mangel an weiblichem Umgang und dann die armselige Kost in den achtzehn Sous-Restaurants, die den geringen Ansprüchen seines Magens nicht zusagte.

Camillus hörte ihm zu und sah zu ihm bewundernd wie ein Dummkopf auf. Dieses schwächliche Männchen, dessen weichlicher Körper noch nie von einer leidenschaftlichen Begierde ergriffen worden war, malte sich das Atelierleben, von dem sein Freund sprach, in kindischer Weise aus und stellte einige naive Fragen an ihn in Betreff der Modelle, die Lorenz mit sinnlichem Behagen beantwortete, wobei er Therese nicht aus den Augen ließ, die ihrerseits ebenfalls ihn mit eigentümlichem Blick fixierte. Ihre Augen von einem matten Schwarz schienen ohne Grund zu sein, und zwischen

ihren halbgeöffneten Lippen sah er es rosig leuchten in dem Munde.

So war man beim Nachtisch angelangt und Madame Raquin ging hinunter, Kunden zu bedienen.

Als das Tischtuch abgenommen war, wandte sich Lorenz, der einige Minuten still vor sich hingeträumt hatte, plötzlich an Camillus.

„Weißt Du,“ sagte er zu ihm, „ich muß Dich porträtiren.“

Diese Idee wurde von Camillus und später auch von Madame Raquin mit Freuden gebilligt; Therese verhielt sich schweigend.

„Wir sind jetzt im Sommer,“ fuhr Lorenz fort, „und da wir um vier Uhr aus dem Bureau kommen, so kannst Du alle Abend eine zweistündige Sitzung mit mir haben. In acht Tagen ist alles fix und fertig.“

„Recht so,“ antwortete Camillus hocherfreut; „Du speisest dann mit uns ... Ich werde mich frisieren lassen und meinen neuen Ueberzieher anziehen.“

Es schlug acht Uhr. Grivet und Michaud traten ein. Olivier und Susanne, seine Frau, kamen etwas später.

Camillus stellte der Gesellschaft seinen Freund vor. Grivet kniff die Lippen zusammen. Er konnte Lorenz nicht leiden, weil sein Gehalt seiner Meinung nach zu rasch in die Höhe gestiegen war. Außerdem war es auch eine Haupt- und Staatsaktion, einen neuen Gast einzuführen: die alten Gäste konnten einen Unbekannten nur mit einer gewissen Kälte behandeln.

Lorenz benahm sich als guter Kerl. Er begriff die Situation und suchte zu gefallen, um mit einem Schlage wohlgelitten zu sein. Er erzählte Geschichten, ergötzte die Gesellschaft durch sein derbes Lachen und gewann sogar die Freundschaft Grivets.

Therese suchte an diesem Abende nicht, in den Laden hinunter zu gehen. Sie blieb bis elf Uhr auf ihrem Platze, spielte und plauderte, vermied es jedoch, den Blicken von Lorenz zu begegnen, der sich übrigens nicht um sie kümmerte, die sanguinische Natur dieses Menschen, seine volle Stimme, sein keckes Lachen, die frische, gesunde Atmosphäre. Die seine Person umgab, setzten die junge Frau in Verwirrung und verursachten ihr eine Art nervöser Beklommenheit.

Sechstes Kapitel.

Von diesem Tage ab kam Lorenz fast jeden Abend zu Raquins. Er bewohnte in der Saint-Victor-Straße grade über dem Port aux Vins ein kleines möbliertes Stübchen, wofür er achtzehn Frank monatlich zahlte. dies Stübchen lag in der Mansarde und erhielt sein Licht durch ein Klappfenster in der Decke, das auf den Himmel eine Aussicht gewährte. Lorenz ging nur ungern in diesen Taubenschlag. Bevor er Camillus getroffen hatte, war er, da sein Geld zum Wirtshaus- und Kaffehausleben nicht ausreichte, so lange wie möglich in dem Speisehaus geblieben, wo er zu Nacht speiste, und hatte sich da noch ein Glas Kaffee mit Kognak geben lassen, was drei Sous kostete, und Pfeife dazu geraucht. Dann war er langsam die Saint-Victor-Straße hinauf geschlendert, den Kais entlang und hatte sich bei milder Witterung wohl auch auf eine der Bänke gesetzt.

Der Laden in der Pont-Neuf-Passage wurde für ihn ein reizendes Absteigequartier, in dem es warm, gemütlich und freundschaftlich herging.

Er sparte drei Sous für das Kaffeeglas mit Kognak und schlürfte dafür mit Kennermiene den ausgezeichneten Thee der Madame Raquin. Bis zehn Uhr blieb er da, verdaute und that so, als ob er zu Hause wäre; dann half er Camillus den Laden zumachen und ging nach Hause.

Eines Abends brachte er seine Palette und einen Farbenkasten mit. Am nächsten Tage wollte er mit dem Porträt von Camillus beginnen. Man kaufte Leinwand und traf sorgfältige Vorbereitungen. Endlich machte sich der Künstler ans Werk im Zimmer der Eheleute, wo, wie er sagte, das Licht besser hineinfiel.

Drei Abende brauchte er, um den Kopf zu zeichnen in der grotesken Manier primitiver Meister. Am vierten Tage bedeckte er die Palette mit unzählig vielen kleinen Farbehäufchen und begann behutsam zu malen, wie ein Schüler oder Stümper, der er war.

Am Ende der Sitzung gerieten Madame Raquin und Camillus außer sich vor Bewunderung. Lorenz aber sagte, sie müßten noch warten, die Aehnlichkeit werde noch kommen.

Seitdem das Porträt angefangen war, verließ Therese nicht mehr das zum Atelier gewordene Zimmer. Sie ließ ihre Tante allein hinterm Ladentisch und suchte unter allerlei Vorwänden hinauf zu gelangen, wo sie zusah wie Lorenz malte.

Dies Schauspiel schien sie jedoch nicht einmal besonders zu fesseln; sie kam vielmehr her, wie von einer dämonischen Macht getrieben, und blieb da, als wenn

sie angenagelt wäre. Lorenz drehte sich zuweilen um, lächelte ihr zu und fragte sie, ob das Porträt ihr gefiele. Sie antwortete kaum, schauerte zusammen und nahm wieder ihre ekstatische Haltung an.

Lorenz hatte beim Nachhausegehen oft lange Selbstgespräche mit sich geführt; er warf sich die Frage auf, ob er der Geliebte Theresens werden solle, oder nicht.

„Hm, ein niedliches Frauchen,“ sagte er sich, „die meine Geliebte wird, wenn ich es will. Sie ist stets da, hinter meinem Rücken und guckt mich an, als wenn sie mich messen und wiegen sollte ... Sie zuckt zusammen, sieht ganz drollig aus in ihrer stummen Leidenschaft. Soviel steht fest, sie braucht einen Geliebten, das fühlt ein Blinder mit dem Stock ... Camillus ist ein armes Kerlchen.“

Dabei lachte Lorenz in sich hinein und fuhr in seinem Monolog fort:

„Sie langweilt sich in diesem Laden ... Ich gehe ja auch nur hin, weil, weil ich nicht weiß, wohin ich sonst mich wenden sollte. Wenn das nicht wäre, würde man mich nicht allzuoft in der Pont-Neuf-Passage erblicken. Es ist da so feucht und traurig. Eine Frau muß dadrinnen zu Grunde gehen ... Ich gefalle ihr, dessen bin ich gewiß; nun, weshalb denn ich nicht so gut wie ein Anderer.“

Hier hielt er inne; er fühlte sich geschmeichelt und kam nach langem Sinnen zu dem Entschluß:

„Mag da kommen was da wolle, ich umarme sie bei der ersten Gelegenheit ... Ich wette, daß sie

mir sofort in die Arme fällt. Zwar ist sie häßlich bei Licht besehen. Ihre Nase ist zu lang und der Mund zu groß. Ich liebe sie eigentlich gar nicht. Ich kann mir damit vielleicht auch eine faule Geschichte auf den Hals ziehen. Es muß gehörig überlegt werden."

Mit solcherlei Gedanken trug sich der schlaue Lorenz eine volle Woche hindurch. Er erwog alle Möglichkeiten einer Verbindung mit Therese und entschloß sich erst für das Abenteuer, nachdem er sich klar bewußt war, hierbei seinen Nutzen zu haben.

Zwar war in seinen Augen Therese häßlich, und er liebte sie nicht; aber im Grunde genommen würde sie ihm auch nichts kosten. Die Frauen, die er billig haben konnte, waren auch nicht schön oder liebenswert. Die Sparsamkeit schon gab ihm den Rat, das Weib seines Freundes zu nehmen. Das Geld war knapp, sein Blut war zu ungestüm, um als Mönch leben zu können. Und schließlich konnte ja auch eine derartige Liaison von keinerlei üblen Folgen sein. Therese hatte dasselbe Interesse wie er, zu schweigen, und wenn er wollte, konnte er sie wieder los werden. Zugegeben selbst, Camillus entdeckte Alles und würde aufbegehren, dann konnte er ihn ja mit einem einzigen Faustschlag niederstrecken. Wie man die Sache auch drehen und wenden mochte, alles erschien Lorenz in günstigem ermutigendem Lichte.

Von da ab lebte er in Erwartung seiner Stunde in einer gelassenen Ruhe. Bei der ersten Gelegenheit hatte er sich vorgenommen, ohne Umstände zuzugreifen. Schon sah er in der Zukunft genußreiche Abende.

Therese würde die Glut seines Blutes dämpfen, Madame Raquin ihn wie eine Mutter hätscheln, Camillus mit ihm plaudern, so daß er sich abends nicht langweilte.

Das Porträt war der Vollendung nahe; damit war auch jede Gelegenheit abgeschnitten. Therese war immer zugegen, sie sah niedergeschlagen und ängstlich aus; Camillus verließ nie das Zimmer, und Lorenz war ganz voll Verzweiflung, ihn nicht wenigstens eine Viertelstunde hinausbringen zu können. Schließlich mußte er erklären, daß das Porträt am nächsten Tage fertig sei. Madame Raquin machte die Mitteilung, daß man zusammen speisen und das Werk des Malers feiern wolle.

Als am folgenden Tage Lorenz den letzten Pinselstrich gethan hatte, versammelte sich die ganze Familie und zeigte sich ungemein von der Aehnlichkeit befriedigt. Das Porträt war ein Machwerk von schmutzigem Grau und der bleiche Teint seines Modells war noch mehr übertrieben, so daß Camillus auf dem Bilde wie ein Ertrunkener aussah. Die Züge waren verzerrt, aber Camillus war entzückt, er sagte, daß er auf der Leinwand recht vornehm aussähe.

Als er sein Gemälde gehörig bewundert hatte, sagte er, er wolle zwei Flaschen Champagner holen gehen; Madame Raquin ging in die Küche und der Künstler blieb mit Therese allein.

Die junge Frau saß zusammengekauert da und blickte starr vor sich hin. Sie schien mit Zittern zu warten. Lorenz schwankte noch; er betrachtete seine Leinwand und spielte mit den Pinseln. Aber die Zeit

drängte, Camillus konnte zurückkommen, die Gelegenheit bot sich vielleicht nie mehr wieder. Auf einmal drehte sich der Maler um und befand sich Therese gegenüber, Auge in Auge. Sie betrachteten sich einige Sekunden hindurch.

Dann bückte sich Lorenz rasch und drückte die junge Frau an seine Brust. Er bog ihren Kopf zurück und preßte ihre Lippen unter den seinigen. Sie machte eine wilde Bewegung, als wolle sie Widerstand leisten, ihn abschütteln, und gleich darauf überließ sie sich ihm und glitt zur Erde auf den Fußboden. Sie wechselten nicht ein einziges Wort. Die Szene hüllte sich in brutales Schweigen.

Siebentes Kapitel.

Von Anfang an fanden die Liebenden ihre Verbindung notwendig, vom Geschick ihnen auferlegt und ganz natürlich. Bei ihrer ersten Zusammenkunft duzten sie sich bereits und umarmten sich ohne Verlegenheit und ohne Scham, als wenn ihr intimes Verhältnis schon jahrelang bestanden hätte.

Sie regelten ihre Zusammenkünfte. Da Therese nicht ausgehen konnte, so wurde beschlossen, daß Lorenz zu ihr kommen solle. Die junge Frau setzte ihm klar und mit fester Stimme auseinander, sich im Zimmer der Ehegatten zu sprechen. Der Liebhaber sollte durch den Gang, der auf die Passage führte, gehen und Therese würde ihm die Thüre zur Treppe öffnen. Während dieser Zeit wäre Camillus in seinem Bureau, und Madame Raquin unten im Laden. Dieser kühne Streich mußte gelingen.

Lorenz willigte ein; er besaß trotz seiner Vorsicht eine gute Portion Frechheit, wie alle Menschen, die sich auf ihre Fäuste verlassen können.

Er suchte nach einem Vorwande und erhielt von seinem Chef zwei Stunden Urlaub, die er in der Passage des Pont-Neuf zubrachte.

Rasch trat er, von einem prickelnden Gefühl gekitzelt, in den Gang ein, stieg die enge dunkle Treppe hinauf und die Thüre öffnete sich. Therese stand auf der Schwelle im Mieder und im kurzen Rock, strahlend im Schmuck ihres reichen Haares. Sie schloß die Thüre und hing sich an seinen Hals.

Lorenz war ganz erstaunt, seine Geliebte so schön zu finden. So war ihm diese Frau noch nicht vorgekommen. Therese war geschmeidig und kräftig, sie preßte ihn an sich, bog ihr Haupt zurück und ein leidenschaftliches Lachen überflog ihr Gesicht, aus dem die Augen sinnlich hervorleuchteten. Dies Gesicht erschien ihm wie durchgeistigt; sie war toll und kosend, ihre Schönheit war die einer Bacchantin, die begeistert den Thyrsosstab schwingt. Ihre Haut schien Flammen zu sprühen, ihr Blut zu kochen, ihre Nerven zuckten und verbreiteten eine elektrische Wärme.

Beim ersten Kuß offenbarte sie sich als Bajadere. Sie stürzte sich kopfüber in die Leidenschaft der Lust. Sie erwachte wie aus einem Traume, sie wurde durch die Liebe neugeboren. Aus den kraftlosen Armen des Camillus ging sie in die kräftigen von Lorenz über, und all ihre weiblichen Instinkte traten mit unerhörter Gewalt zu Tage. Das afrikanische Blut ihrer Mutter, das in ihren Adern kochte, durchbebte ihren fast noch jungfräulichen, schlanken Leib. Sie kannte keine Grenzen

der Scham mehr, und Wonneschauer schüttelten ihren ganzen Körper.

Noch nie hatte Lorenz eine solche Frau gekannt. Er war bestürzt und unangenehm berührt. So pflegten ihn seine früheren Geliebten nicht zu empfangen; kalte und gleichgültige Küsse waren bisher seine Kost gewesen; daher empfand er bei dem Schluchzen und Liebesrasen Theresens beinahe Furcht. Als er das junge Weib verließ, taumelte er wie ein Trunkener. Und am nächsten Tage, als seine dummdreiste, pfiffige Seele sich wieder beruhigt hatte, legte er sich die Frage vor, ob es geraten sei, noch einmal zu dieser Geliebten zurückzukehren, deren Küsse ihm ein Fieber einhauchten. Anfangs nahm er sich bestimmt vor, hübsch zu Hause zu bleiben. Dann aber wurde er unschlüssig; immer sah er Therese vor sich, wie sie die Arme nach ihm ausstreckte.

Schließlich gab er nach und hatte ein neues Rendezvous in der Pont-Neuf-Passage.

Von diesem Tage ab war Therese der Leitstern seines Lebens. Manchmal erschrak er selbst davor, und in Stunden ruhiger Ueberlegung lastete das Joch dieses Verhältnisses schwer auf ihm; aber alle seine Furcht und Unbehagen verschwanden vor seinen Begierden. Eine Zusammenkunft folgte der andern.

Therese hegte keine Bedenken. Sie ging geradeswegs auf das Ziel los, zu welchem ihre Leidenschaft sie drängte. Sie war plötzlich wie verwandelt. Ihr Widerwille gegen den kränklichen und schwächlichen Camillus kam immer mehr zu Tage, wenn ihr Benehmen im

Verkehr mit der Tante und dem Gatten auch äußerlich dieselbe Gelassenheit zeigte, wie bisher.

Oft gestand sie es Lorenz schluchzend ein, daß ihr Lebensglück von Leuten, die sie zu lieben vorgaben, zerstört sei, daß man ihren Sinn für Genuß und Lebensfreude künstlich im Krankenzimmer erstickt habe und daß sie lieber bettelnd von Haus zu Haus gezogen wäre, barfuß und frei, als ihre Jugend so verbracht im Krankenbett des Camillus.

„Meine Mutter war die Tochter eines afrikanischen Häuptlings," rief sie aus, „ich habe oft an sie gedacht und habe eingesehen, daß ich ihr durch mein Blut und meine Instinkte angehöre. Hätte sie mich doch nie verlassen! Wie gern wäre ich mit ihr durch die Wüste gestreift; unter Palmen würde ich geruht haben, anstatt eingegraben zu sein mein ganzes Leben hindurch in diesem elenden Laden, wo ich zur Lügnerin und Heuchlerin geworden bin. — Ich habe die Augen niedergeschlagen, habe traurig und blöde dreingeschaut, wie sie ihr totes Leben geführt. Ich hoffte nichts mehr, sondern dachte nur daran, mich eines Tages in die Seine zu stürzen. Zweimal schon wollte ich fliehen und immerzu der Sonne entgegengehen; aber der Mut hat mir dazu gefehlt, sie haben aus mir ein gelehriges Geschöpf gemacht, aber wenn ich auch ruhig und stumm war, innerlich hat es gegährt und ich hätte um mich beißen und schlagen mögen."

Sie trocknete ihre feuchten Lippen am Halse des Geliebten und setzte ihm dann noch auseinander, wie sie dazu gekommen sei, Camillus zu heiraten ohne Liebe.

„Aber Dich liebe ich,“ fuhr sie dann leidenschaftlich erregt fort, „ich habe Dich vom ersten Augenblick ab geliebt, als Camillus Dich in den Laden schob. . . . Du wirst vielleicht mich nicht achten, weil ich mich Dir gleich ergeben habe . . . weiß ich doch selbst nicht, wie das so kommen konnte; denn ich bin stolz und wollte Dich eigentlich von mir stoßen. . . . Ich weiß nicht, ob ich Dich damals nicht haßte. Dein Anblick reizte mich und machte mir Qual; wenn Du da warst, dehnten sich meine Nerven aus bis zum Platzen, mein Kopf schien mir hohl und vor meinen Augen flimmerte es. Ach, wie sehr habe ich gelitten. Und doch war diese Pein eine reine Wollust für mich, ich suchte sie, wartete auf Dein Kommen und wünschte nur in Deiner Nähe zu sein. —“

Therese bebte vor Aufregung und hielt Lorenz fest an sich gedrückt. Jedes neue Rendezvous führte leidenschaftlichere Szenen herbei.

Die junge Frau schien an der Keckheit und Frechheit Gefallen zu finden. Sie überließ sich ohne Zaudern und Furcht dem Ehebruch mit einer Art energischer Frechheit, welche der Gefahr Trotz zu bieten beflissen ist. Wenn ihr Liebhaber kommen sollte, teilte sie statt aller Vorsichtsmaßregeln nur ihrer Tante mit, daß sie nach oben gehen wolle, um sich zur Ruhe zu legen; und wenn er da war, ging sie umher, sprach und wirtschaftete ohne Umstände, ohne daran zu denken, so wenig wie möglich Geräusch zu machen. Anfangs geriet Lorenz manchmal in Furcht.

„Lieber Gott,“ sagte er ganz leise zu Therese, „mache doch nicht so viel Lärm! Madame Raquin wird noch heraufkommen.“

„Pah,“ antwortete sie lachend, „Du hast doch stets Angst. . . Sie sitzt fest hinter ihrem Ladentisch; was sollte sie hier auch wollen? Sie würde fürchten, bestohlen zu werden. . . Nu, und laß sie schließlich auch heraufkommen, wenn sie will. . . Du versteckst Dich. . . Ich mache mir nichts aus ihr . . . Ich liebe Dich.“

Diese Worte dienten nicht dazu, Lorenz besonders zu beruhigen. Die Leidenschaft hatte seine pfiffige Bauernklugheit noch nicht eingeschläfert. Bald aber gewöhnte er sich ohne allzu große Furcht an diese gewohnten Zusammenkünfte am hellen lichten Tage, in Camillus' Zimmer, dicht neben der alten Tante. Seine Geliebte versicherte ihm wiederholt, daß die Gefahr Diejenigen schont, welche ihr mutig ins Auge sehen, und sie hatte Recht. Nirgends hätten die Liebenden einen sicherern Ort finden können, als diesen Raum, wo niemand daran dachte, sie zu suchen. Hier konnten sie sich ungestört ihrer Liebe hingeben.

Eines Tages jedoch kam Madame Raquin herauf, da sie fürchtete, daß ihre Nichte krank sei. Beinahe drei Stunden schon war die junge Frau oben geblieben. Sie hatte die Kühnheit so weit getrieben, nicht einmal den Riegel an der Thür vorzuschieben, die zum Eßsaal führte.

Als Lorenz die schweren Tritte der alten Frau hörte, wie sie die Holztreppe hinaufging, geriet er in Unruhe und suchte in fieberhafter Bestürzung seinen

Hut. Therese mußte über die sonderbare Miene, die er machte, lachen. Sie ergriff ihn derb beim Arm und hieß ihm, sich am Fußende des Betts in einen Winkel niederducken.

„Halte Dich da still . . . rühre Dich nicht,“ sagte sie zu ihm mit leiser, aber ruhiger Stimme.

Sie warf Männerkleider über ihn und darüber breitete sie einen weißen Unterrock, den sie ausgezogen hatte. All dies geschah in bestimmter unerschrockener Weise ohne Hast. Dann legte sie sich ins Bett.

Madame Raquin öffnete leise die Thür und trat kaum auf den Fußspitzen ans Bett, in dem die junge Frau zu schlafen heuchelte. Lorenz schwitzte unter dem weißen Unterrock.

„Therese,“ fragte die alte Dame besorgt, „bist Du krank, meine Tochter?“

Therese öffnete die Augen, gähnte, drehte sich um und antwortete mit leidender Miene, daß sie entsetzliche Kopfschmerzen hätte. Sie bat die Tante, sie noch schlafen zu lassen, und die alte Frau ging geräuschlos, wie sie gekommen war, davon.

Die beiden Liebenden lachten sich schweigend an und umarmten sich mit leidenschaftlichem Ungestüm.

„Nun siehst Du doch,“ sagte Therese triumphierend, „daß wir hier nichts zu befürchten haben. . . Alle diese Leute sind blind: sie lieben nicht.“

Ein ander Mal rief ihm die junge Frau beim Anblick des getigerten Katers, der sie ernst und unbeweglich mit seinen runden Augen anschaute, zu: „Sieh doch

Fränzchen an! Sieht er nicht aus, als begriffe er Alles und würde heute Abend es Camillus wiedererzählen?... Höre, das wäre doch drollig, wenn er sprechen könnte, er weiß nette Geschichten über uns."

Lorenz überlief es eiskalt bei diesem Gedanken, während Therese ihn komisch fand. Sie scherzte wie ein Kind, ahmte der Katze nach und machte einen Buckel wie sie. Fränzchen sah sie unbeweglich dabei an, nur seine Augen schienen Leben zu haben.

Lorenz aber stand auf und jagte das Tier hinaus, vor dem er sich faktisch fürchtete. Seine Geliebte füllte noch nicht ganz sein Sinnen und Fühlen aus; im tiefsten Grunde seines Innern haftete noch immer ein wenig von dem Unbehagen, das er bei dem ersten Küssen des jungen Weibes verspürt hatte.

Achtes Kapitel.

Abends im Laden fühlte sich Lorenz ungemein wohl. Gewöhnlich kam er mit Camillus zusammen aus dem Bureau. Madame Raquin war ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit gewogen; sie wußte, daß er schmal zu beißen hatte und in einem Bodenstübchen schlief, und so hatte sie ihm denn ein für allemal gesagt, daß stets ein Gedeck für ihn aufgelegt sei. Sie war ihm mit jener geschwätzigen Neigung zugethan, welche alte Frauen für Landsleute haben, durch die sie an vergangene Zeiten erinnert werden.

Der junge Mann machte von der Gastfreundschaft den weitesten Gebrauch. Wenn er mit Camillus heimkehrte, machten sie einen Spaziergang auf den Kais und plauderten zusammen, und so verstrich die Zeit angenehm. Dann aßen sie zusammen; Lorenz war bei Raquins wie zu Hause, saß rittlings auf den Stühlen und rauchte ungeniert.

Theresens Gegenwart setzte ihn durchaus nicht in Verlegenheit. Er behandelte die junge Frau mit freundschaftlicher Höflichkeit, scherzte mit ihr, sagte ihr die herkömmlichen Galanterien, ohne daß auch nur eine

Muskel seines Gesichts zuckte. Camillus lachte darüber, und da seine Frau seinem Freunde nur sehr einsilbige Antworten gab, glaubte er steif und fest, daß sie sich alle beide nicht leiden konnten. Eines Tages machte er Theresen sogar Vorwürfe über ihre „Kälte“ für Lorenz, wie er es nannte.

Lorenz hatte richtig vorausgesehen: er war der Geliebte der Frau, der Freund des Mannes und das gehätschelte Kind der Mutter geworden. Nie hatte er so in Saus und Braus gelebt und sich gütlich gethan, wie jetzt. Der Egoismus, mit dem er sein Glück genoß, machte ihn vorsichtig und klug. Im Laden war seine Geliebte eine Frau wie jede Andere; sie existierte nicht für ihn. Er richtete sein Verhalten so ein, daß er stets wiederkommen durfte. Sonst würde er sich wohl wenig aus dem Schmerz seines Freundes und dessen Mutter gemacht haben.

An die Möglichkeit einer Entdeckung dachte er nicht, noch an deren Konsequenzen. Er glaubte ganz einfach nur so zu handeln, wie jeder an seiner Stelle würde gehandelt haben, der ausgehungert war. Daher rührte denn auch seine glückselige Ruhe, seine vorsichtige Keckheit und seine ganze Haltung her.

Therese war nervöser wie er, und mußte daher ihre Rolle sorgfältig einstudieren. Und sie spielte sie zur Vollendung, dank der Heuchelei, die ein Resultat ihrer Erziehung war. Fast fünfzehn Jahre hindurch hatte sie gelogen, ihre fieberhafte Glut gedämpft und sich mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft einen düstern, schläfrigen Anstrich zu geben verstanden. Wenn Lorenz da

war, fand man sie ernst und zurückhaltend; sie sah häßlich und unzugänglich aus. Doch übertrieb sie hierin nicht, sondern setzte nur ihr altes Verstellungsspiel fort, ohne Aufmerksamkeit durch eine erhöhte Schroffheit zu erregen. Sie empfand eine herbe Wollust darin, Camillus und Madame Raquin zu täuschen; sie war nicht wie Lorenz bloß darauf bedacht, ihre Begierden zu stillen, ohne sich um die Pflicht zu kümmern; sie wußte vielmehr, daß sie sündigte, und hätte es gern offen gezeigt.

Manchmal stieg ihr das Blut in den Kopf vor glühender Freude, und so meisterhaft sie Komödie zu spielen verstand, konnte sie doch nicht anders, sie mußte singen, wenn ihr Geliebter nicht da war und sie sich demnach nicht zu verraten befürchten mußte. Diese unmotivierte Heiterkeit entzückte Madame Raquin, welche ihrer Nichte stets ihren allzu großen Ernst vorwarf. Die junge Frau kaufte Blumentöpfe, um die Fenster ihres Zimmers damit zu schmücken; dann ließ sie es auch frisch austapezieren und wollte einen Teppich, Vorhänge und Mahagonimöbel haben. Aller dieser Luxus war für Lorenz.

Die Natur und alle sonstigen Verhältnisse schien diese Frau für diesen Mann geschaffen und sie einander zugeführt zu haben. Aus beiden, der nervösen und heuchlerischen Frau und dem sanguinischen dahin vegetierenden Manne, war ein eng verschmolzenes Paar geworden. Sie ergänzten sich und beschützten einander gegenseitig.

Die Abende, die man gemeinsam verlebte, waren köstlich und behaglich. Man saß nach dem Dessert eng

Muskel seines Gesichts zuckte. Camillus lachte darüber, und da seine Frau seinem Freunde nur sehr einsilbige Antworten gab, glaubte er steif und fest, daß sie sich alle beide nicht leiden konnten. Eines Tages machte er Theresen sogar Vorwürfe über ihre „Kälte" für Lorenz, wie er es nannte.

Lorenz hatte richtig vorausgesehen: er war der Geliebte der Frau, der Freund des Mannes und das gehätschelte Kind der Mutter geworden. Nie hatte er so in Saus und Braus gelebt und sich gütlich gethan, wie jetzt. Der Egoismus, mit dem er sein Glück genoß, machte ihn vorsichtig und klug. Im Laden war seine Geliebte eine Frau wie jede Andere; sie existierte nicht für ihn. Er richtete sein Verhalten so ein, daß er stets wiederkommen durfte. Sonst würde er sich wohl wenig aus dem Schmerz seines Freundes und dessen Mutter gemacht haben.

An die Möglichkeit einer Entdeckung dachte er nicht, noch an deren Konsequenzen. Er glaubte ganz einfach nur so zu handeln, wie jeder an seiner Stelle würde gehandelt haben, der ausgehungert war. Daher rührte denn auch seine glückselige Ruhe, seine vorsichtige Keckheit und seine ganze Haltung her.

Therese war nervöser wie er, und mußte daher ihre Rolle sorgfältig einstudieren. Und sie spielte sie zur Vollendung, dank der Heuchelei, die ein Resultat ihrer Erziehung war. Fast fünfzehn Jahre hindurch hatte sie gelogen, ihre fieberhafte Glut gedämpft und sich mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft einen düstern, schläfrigen Anstrich zu geben verstanden. Wenn Lorenz da

war, fand man sie ernst und zurückhaltend; sie sah häßlich und unzugänglich aus. Doch übertrieb sie hierin nicht, sondern setzte nur ihr altes Verstellungsspiel fort, ohne Aufmerksamkeit durch eine erhöhte Schroffheit zu erregen. Sie empfand eine herbe Wollust darin, Camillus und Madame Raquin zu täuschen; sie war nicht wie Lorenz bloß darauf bedacht, ihre Begierden zu stillen, ohne sich um die Pflicht zu kümmern; sie wußte vielmehr, daß sie sündigte, und hätte es gern offen gezeigt.

Manchmal stieg ihr das Blut in den Kopf vor glühender Freude, und so meisterhaft sie Komödie zu spielen verstand, konnte sie doch nicht anders, sie mußte singen, wenn ihr Geliebter nicht da war und sie sich demnach nicht zu verraten befürchten mußte. Diese unmotivierte Heiterkeit entzückte Madame Raquin, welche ihrer Nichte stets ihren allzu großen Ernst vorwarf. Die junge Frau kaufte Blumentöpfe, um die Fenster ihres Zimmers damit zu schmücken; dann ließ sie es auch frisch austapezieren und wollte einen Teppich, Vorhänge und Mahagonimöbel haben. Aller dieser Luxus war für Lorenz.

Die Natur und alle sonstigen Verhältnisse schien diese Frau für diesen Mann geschaffen und sie einander zugeführt zu haben. Aus beiden, der nervösen und heuchlerischen Frau und dem sanguinischen dahin vegetierenden Manne, war ein eng verschmolzenes Paar geworden. Sie ergänzten sich und beschützten einander gegenseitig.

Die Abende, die man gemeinsam verlebte, waren köstlich und behaglich. Man saß nach dem Dessert eng

und traulich um den Tisch herum, plauderte von allerlei Kleinigkeiten des täglichen Lebens, den Erinnerungen von gestern und den Hoffnungen von morgen. Camillus liebte den Lorenz, so gut ein ausgemachter Egoist überhaupt lieben kann, und Lorenz schien ihm eine gleiche Neigung entgegen zu bringen. Madame Raquin flößte mit ihrem ruhig-heitern Wesen einen gewissen Frieden dem kleinen Kreise ein, den man für eine Vereinigung alter Bekannter hätte halten können, die sich durch und durch kennen und auf deren loyale Freundschaft jeder hätte schwören können.

Therese lachte innerlich über diese spießbürgerlichen Freuden, ihr ganzes Wesen sträubte sich höhnisch dagegen, während auf ihrem Gesicht die alte steife Kälte lag. Sie war glücklich darüber, diese guten Leutchen zu täuschen und über ihre Arglosigkeit zu triumphieren. Der Vergleich zwischen den Küssen am Tage und der geheuchelten Kälte des Abends setzten das Blut der jungen Frau in gesteigerte Wallung.

Wenn Madame Raquin und Camillus zufällig einmal hinausgegangen waren, erhob sich Therese mit einem Sprunge und klebte schweigend mit brutaler Energie ihre Lippen auf die ihres Geliebten und blieb so, keuchend und halb erstickt, bis sie die Stiegen der Holztreppe knarren hörte. Dann nahm sie hurtig wieder ihren alten Platz ein und ihr ehrpusl'iges Wesen wieder an. Lorenz setzte mit ruhiger Stimme die unterbrochene Unterhaltung mit Camillus fort, als wenn nichts vorgefallen wäre. Es war wie ein jäher blendender Blitz der Leidenschaft an einem toten Himmel.

Die Donnerstags-Abende waren ein wenig belebter. Lorenz, der sich an diesen Tagen zum Sterben langweilte, machte es sich dennoch zur Pflicht, kein einziges Mal zu fehlen; er wollte von den Freunden der Raquins geachtet und geehrt sein. So mußte er denn die Aufschneidereien Grivet's anhören und die des alten Michaud. Michaud erzählte stets dieselben Geschichten von Mord und Diebstahl; Grivet sprach am liebsten von seinen Beamten, seinen Vorgesetzten und seiner Direktion. Der junge Mann flüchtete sich zu Olivier und dessen Frau Susanne, die ihm weniger stupid zu sein schienen. Am meisten behagte ihm noch das Dominospielen.

Am Donnerstag abends setzte Therese den Tag und die Stunde des Stelldicheins fest. In dem Trubel des Aufbruches, wenn Madame Raquin und Camillus die Gäste bis zur Thüre der Passage begleiteten, näherte sich die junge Frau Lorenz, drückte ihm die Hand und sprach leise mit ihm. Manchmal, wenn alle den Rücken gedreht hatten, umarmte sie ihn auch wohl.

Acht Monate dauerte dies Leben mit seinen Gegensätzen gewaltigster Erregung und friedlicher Häuslichkeit. Die Liebenden lebten in vollendeter Glückseligkeit dahin. Therese langweilte sich nicht mehr und trug kein weiteres Verlangen. Lorenz wurde dick und fett und hatte nur eine Befürchtung, nämlich daß diese schöne Existenz einmal ihr Ende erreichen könne.

Neuntes Kapitel.

Als eines Nachmittags Lorenz im Begriff stand, das Bureau zu verlassen, um sich zu Therese zu begehen, die ihn erwartete, ließ ihn sein Chef zu sich rufen und bedeutete ihm, daß er ihm für die Zukunft untersagte, sich zu entfernen. Er hätte die Urlaubserteilung gemißbraucht; die Direktion habe beschlossen, ihn, wenn er nur ein einziges Mal noch ausginge, zu entlassen.

So saß er denn auf seinem Stuhl gefesselt bis zum Abend in Verzweiflung da. Er mußte sein Brot verdienen und durfte sich nicht den Stuhl vor die Thüre setzen lassen. Am Abend war das zornige Gesicht Theresens eine Tortur für ihn. Er wußte nicht, wie er ihr seine Wortbrüchigkeit auseinandersetzen konnte. Während Camillus den Laden zumachte, näherte er sich rasch der jungen Frau und sagte leise zu ihr:

„Wir können uns nicht mehr sehen. Mein Chef hat mir jede weitere Erlaubnis zum Ausgehen abgeschlagen.“

Camillus kam wieder herein, und Lorenz mußte sich zurückziehen, ohne weitere Erklärungen geben zu

können, so daß er Therese unter dem Schlage dieser rücksichtslosen Mitteilung verließ.

Sie war außer sich und wollte es nicht zugeben, daß ihre himmlische Lust eine Störung erfahren solle. Sie verbrachte die Nacht schlaflos mit der Erfindung von allerlei extravaganten Zusammenkünften. Am nächsten Donnerstag sprach sie höchstens eine Minute mit Lorenz und gab ihm ein neues Rendez-vous, das er zum zweiten Mal nicht inne hielt. Von da ab hatte sie nur noch einen fixen Gedanken: ihn um jeden Preis zu sehen.

Seit vierzehn Tagen hatte Lorenz sich nicht seiner Geliebten nähern können. Da erst fühlte er so recht, wie notwendig ihm diese Frau geworden war; die Gewohnheit der Ausschweifung hatte neue Bedürfnisse in ihm wach gerufen von unabweislicher Stärke. Jetzt, da man ihm seine Geliebte vorenthielt, brach seine Leidenschaft hervor; er liebte bis zur Raserei. Er gehorchte der Naturgewalt und ließ sich von den Willenskräften seines Organismus unbewußt fortreißen. Ein Jahr vorher noch würde er aus vollem Halse gelacht haben, hätte man ihm gesagt, daß er der Sklave einer Frau werden könnte; jetzt war er in Theresens Joch willenlos gefesselt. Er gehörte sich nicht mehr selber an; jede Fiber seines Leibes war das Eigentum der Geliebten. Er schmachtete nach dieser Frau, wie Hungrige und Durstige nach Speise und Trank.

Er würde gewiß eine Dummheit begangen haben, hätte er nicht von Therese einen Brief erhalten, der ihm empfahl, am nächsten Tage zu Hause zu bleiben.

Seine Geliebte versprach, zu ihm zu kommen gegen acht Uhr abends.

Beim Verlassen des Buraus machte er sich von Camillus los, denn er sagte, er sei so erschöpft, daß er gleich schlafen gehen müsse. Therese sprach ebenfalls nach dem Essen davon, zu einer Kundin zu gehen, die fortgezogen sei, ohne zu bezahlen; sie spielte die unbarmherzige Gläubigerin und erklärte, ihr Geld haben zu wollen. Die Kundin wohnte in les Batignolles. Madame Raquin und Camillus fanden den Schritt zu gewagt; schließlich ließen sie aber, ohne Verdacht zu schöpfen, Therese gehen.

Die junge Frau eilte zum Port aux Vins so spornstreichs, daß sie die Passanten umrannte. Ihr Gesicht wurde feucht, die Hände brannten. Man hätte sie für betrunken halten können. Rasch lief sie die Treppe des Hotel garni hinauf. Im sechsten Stockwerk sah sie Lorenz, der sie, über das Geländer gebeugt, erwartete.

Sie trat in die Bodenkammer ein, die von ihren nachschleppenden Kleidern fast ganz eingenommen wurde, so enge war der Raum. Sie riß ihren Hut ab und lehnte sich halb ohnmächtig gegen das Bett.

Das Oberlichtfenster war ganz offen und ließ die frische Abendluft in das schwüle Gemach. Die Liebenden blieben lange in dem Stübchen. Auf einmal hörte Therese die Turmuhr der benachbarten Kirche zehn schlagen. Sie hätte taub sein mögen; mühsam erhob sie sich und sah sich die Bude an, die sie bis dahin

noch gar nicht gesehen hatte. Sie suchte ihren Hut, knüpfte die Bänder und setzte sich mit den langsam gesprochenen Worten:

„Ich muß jetzt fort.“

Lorenz hatte sich vor ihr auf die Knie gelassen und ihre Hände ergriffen.

„Auf Wiedersehen,“ setzte sie hinzu, ohne sich zu rühren.

„Nein, nicht auf Wiedersehen,“ rief er, „das ist zu unbestimmt . . . An welchem Tage kommst Du wieder?“

Sie sah im voll ins Gesicht.

„Soll ich frei zu Dir sprechen?“ sagte sie. „Nun wohl, wirklich, ich glaube, daß ich nicht mehr werde herkommen können. Ich habe keinen Vorwand und kann keinen ausfindig machen.“

„Dann müssen wie einander Lebewohl sagen?“

„Nein, das will ich nicht.“

Sie sprach diese Worte von zornigem Schreck ergriffen aus und fügte dann sanfter hinzu:

„Ich werde fortgehen.“

Lorenz sann nach; er dachte an Camillus.

„Ich bin ihm nicht böse,“ sagte er endlich, ohne ihn zu nennen; „aber, wahrhaftig! er ist uns zu sehr im Wege . . . Könntest Du uns nicht von ihm befreien, ihn auf eine Reise schicken, irgend wohin weit von hier?“

„O, ja wohl, ihn auf eine Reise schicken!“ versetzte das junge Weib, den Kopf schüttelnd: „Du glaubst, daß solch ein Mensch darauf eingeht, zu reisen . . . Für den giebt es nur eine Reise, von der man nicht zurückkommt . . . Aber er wird uns alle überleben; diese Leute, die ein Windhauch umstößt, sterben nicht so leicht.“

Ein Schweigen folgte. Lorenz rutschte auf den Knieen weiter und zog seine Geliebte an sich, das Haupt an ihren Busen gelehnt.

„Ich habe mir etwas ausgedacht,“ sagte er; „ich hätte Dich so gern für immer in meine Arme geschlossen . . . ich möchte so gern Dein Mann sein . . . Hast Du mich verstanden?“

„Ja, ja,“ antwortete Therese bebend und beugte sich über das Gesicht des Geliebten, das sie mit Küssen bedeckte. Sie schluchzte dabei, und mitten unter Thränen rangen sich keuchende Worte aus ihrem Munde:

„Sprich nicht von diesen Dingen, denn ich habe dann nicht mehr die Kraft, Dich zu verlassen; ich würde bei Dir bleiben . . . Flöße mir lieber Mut ein; sag' mir, daß wir uns wiedersehen werden . . . Nicht wahr, Du hast mich lieb, und wir werden einst noch Mittel und Wege finden, vereint mit einander zu leben?“

„Nun, dann komme wieder, komme morgen wieder,“ antwortete Lorenz, dessen zitternde Hände ihre Taille erfaßt hielten.

„Aber ich kann ja nicht wiederkommen ... Ich sagte Dir ja schon ... ich habe keinen Vorwand.“

Sie rang die Hände und fuhr fort:

„O! der Skandal jagt mir keine Furcht ein. Wenn Du es willst, gehe ich nach Hause und sage zu Camillus, daß Du mein Liebhaber bist uud ich wieder zu Dir gehe, um mit Dir zu leben ... Nur Deinetwegen zittere ich: ich will Dein Leben nicht uneben machen, sondern wünsche, Dir eine glückliche Existenz zu verschaffen.“

Die schlauen Instinkte des jungen Mannes wurden wach.

„Du hast Recht,“ sagte er, „man muß nicht kindisch handeln. Ja, wenn Dein Mann stürbe ...“

„Wenn mein Mann stürbe ...“ wiederholte Therese langsam.

„Dann würden wir uns heiraten und brauchten nichts weiter zu fürchten ... Welch reizendes, trauliches Leben!“

Die junge Frau hatte sich wieder aufgerichtet. Sie war ganz bleich geworden und betrachtete ihren Geliebten mit düstern Augen; ein Zucken ging über ihre Lippen.

„Die Leute sterben manchmal,“ murmelte sie endlich. „Aber es ist gefährlich für diejenigen, welche sie überleben.“

Lorenz antwortete nicht.

„Siehst Du,“ fuhr sie fort, „alle Mittel, die wir kennen, sind schlecht.“

„Du hast mich nicht verstanden," sagte er gelassen. „Ich bin kein Dummkopf, ich will Dich in Frieden besitzen . . . Ich dachte nur, daß sich ja alle Tage Unglücksfälle ereignen, der Fuß kann ausgleiten, ein Ziegel fällt herab . . . Verstehst Du? In diesem letztern Fall ist der Wind allein der schuldige Teil."

Er sprach mit seltsamer Betonung. Dann lächelte er und setzte schäkernd hinzu:

„Na, sei nur ruhig, wir werden uns wohl lieben und glücklich zusammen sein . . . Da Du nicht kommen kannst, werde ich alles dies einfädeln . . . Wenn wir nun mehrere Monate uns nicht mehr sehen sollten, vergiß mich nicht und denke daran, daß ich an unserm Glück arbeite."

Er umfaßte Therese mit den Armen, die an der Thüre stand, um fortzugehen.

„Du bist mein, nicht wahr?" fuhr er fort. „Du schwörst mir, Dich ganz hinzugeben zu jeder Zeit, wenn ich es will?"

„Ja," rief die junge Frau, „ich gehöre Dir, mach' mit mir, was Du willst."

Einen Augenblick verstummten sie. Dann raffte sich Therese auf und eilte, ohne zurückzusehen, aus der Mansarde und die Treppe hinunter.

Lorenz ging zu Bett, in Erinnerungen an das soeben Erlebte und Gehörte ganz versunken. Das Fenster schloß er nicht. Auf dem Rücken liegend betrachtete er das blaue Quadrat über sich, welches das Oberlicht vom Himmel sehen ließ, und träumte.

Bis zum Hellwerden ging ihm eine und dieselbe Idee durch den Sinn. Bevor Therese zu ihm gekommen war, dachte er nicht an den Mord von Camillus: er hatte von dem Tode dieses Menschen gesprochen, wie durch Fakta dazu getrieben, gereizt durch den Gedanken, daß er seine Geliebte nicht wiedersehen solle. Und so offenbarte sich denn unbewußt ein neuer Winkel seiner Natur: er begann in den Ausschweifungen des Ehebruchs an den Mord zu denken. Jetzt studierte er in der einsamen friedlichen Nacht den Mord. Immer wieder kam ihm die Idee davon ein. Er überlegte das Für und Wider mit kaltem Blute.

Alle seine Interessen trieben ihn dem Morde zu. Er sagte sich, daß sein Vater, der Bauer in Jeufosse, wohl nicht so bald sterben würde; dann mußte er vielleicht zehn Jahre Beamter bleiben, in den Garküchen speisen und ohne Frau im Dachstübchen leben. Dieser Gedanke brachte ihn außer sich.

Wenn dagegen Camillus tot wäre, würde er Therese heiraten und von Madame Raquin erben. Er könnte dann seine Entlassung nehmen und im Sonnenschein spazieren gehen. Dieses Faulenzerleben malte er sich gehörig aus; er sah sich schon im Geiste, wie er ohne etwas zu thun, gut aß und trank, und mit Geduld den Tod seines Vaters abwarten konnte. Und wenn er die Wirklichkeit mit diesem Traum verglich, so war Camillus der Stein des Anstoßes, und unwillkürlich ballte sich seine Faust, als wolle er ihn erschlagen.

Lorenz wollte Therese ganz und gar für immer besitzen. Wenn er aber nicht den Mann verschwinden

ließ, konnte er nicht zu der Frau kommen. Hätte er sie entführt, so wären sie beide vor Hunger gestorben. Er riskierte weniger, wenn er den Mann beiseite schaffte; kein Skandal würde dann entstehen, und er würde nur einfach an die Stelle des Camillus treten. In seiner brutalen Bauernlogik fand er dies Mittel ausgezeichnet und natürlich. Seine angeborne Schlauheit riet ihm sogar, sich dieses schnellen Ausweges zu bedienen.

Vor Dolch und Gift schreckte er zurück. Er brauchte ein pfiffiges Verbrechen, das ohne Gefahr ausgeführt werden konnte, etwa eine Art von Erstickungstod, ohne Geschrei, ohne Schrecken, ein einfaches Verschwinden.

Wie sehr auch die Leidenschaft ihn vorwärts trieb, sein ganzes Wesen heischte gebieterisch Vorsicht.

Er war zu feige, zu wollüstig, um seine Ruhe aufs Spiel zu setzen. Er tötete nur, um glücklich zu leben.

Als er im Begriff war einzuschlafen, faßte er noch den Entschluß, eine günstige Gelegenheit abwarten zu wollen, und bald darauf lag er, in heitern Schlummer gehüllt, ruhig da.

Therese war um elf Uhr zu Hause angekommen. In ihren Ohren summten noch die eben von Lorenz gehörten Worte. Sie fand Madame Raquin und Camillus um ihretwegen besorgt und antwortete kurz angebunden auf ihre Fragen, daß ihr Gang unnütz

gewesen sei und daß sie eine Stunde lang auf dem Trottoir habe auf den Omnibus warten müssen.

Als sie sich zu Bett legte, fand sie die Bettücher kalt und feucht. Ihre heißen Glieder überlief ein widerwärtiger Schauer. Camillus war bald eingeschlafen, und Therese betrachtete lange dies fahle Gesicht mit dem offenstehenden Munde. Sie wandte sich von ihm ab und hätte ihn erdrosseln mögen.

Zehntes Kapitel.

Beinahe drei Wochen verstrichen. Lorenz kam jeden Abend in den Laden; er schien schlaff und gleichsam krank zu sein. Seine Augen umgaben blaue Ränder, seine Lippen waren bleich und gespalten. Im übrigen bewahrte er seine eckige Gelassenheit, sah Camillus in die Augen und bezeigte ihm die alte loyale Freundschaft.

Madame Raquin zeigte sich sehr für den Hausfreund besorgt, seitdem er mit einem halben Fieber zu kämpfen schien.

Therese war stumm, unbeweglich und gelassener als jemals. Lorenz schien für sie gar nicht da zu sein, sie behandelte ihn mit völliger Gleichgültigkeit, so daß Madame Raquin in ihrer Herzensgüte häufig zu ihm sagte: „Legen Sie auf die kalte Haltung meiner Nichte Ihnen gegenüber kein großes Gewicht! Ich kenne sie; ihr Gesicht scheint kalt zu sein, aber ihr Herz ist warm und jedes Opfers, jeder Hingebung fähig.“

Die beiden Liebenden kamen nicht mehr allein zusammen. Seit dem Abend in der Wohnung des Junggesellen hatten sie kein Rendezvous mehr gehabt.

Wenn sie sich sahen, so tobte ein Sturm wildester Leidenschaften, während ihr Gesicht ruhig blieb.

Wenn sie konnten, so, drückten sie sich, ohne zu sprechen die Hände, als wollten sie dieselben zu Stücke quetschen. Das war alles, was von ihren brennenden Begierden zum Ausdruck kam. Sie warteten.

Eines Donnerstags Abends kam der alte Michaud, bevor man sich zum Spiel setzte, auf sein Lieblingsthema zu sprechen, auf Mord und Totschlag, die er in seiner Eigenschaft als ehemaliger Polizeikommissär erlebt hatte. Grivet und Camillus hörten zu, mit offenem Munde, wie Kinder, denen man das Märchen vom „Blaubart" oder „kleinen Däumling" erzählt. So etwas setzte sie in Schreck und machte ihnen gleichzeitig Spaß.

Diesmal erzählte Michaud die Einzelheiten eines Meuchelmordes und fügte hinzu:

„Man kennt noch nicht alles! . . . Wieviel Verbrechen bleiben unbekannt! Wieviel Meuchelmörder verstehen es, sich dem irdischen Richter zu entziehen!"

Grivet wollte dies nicht zugeben, so daß Olivier verächtlich lächelnd ihm sagen mußte:

„Mein lieber Herr, man kann den nur arretieren, von dem man weiß, daß er gemordet hat!"

Man sprach über dies Thema hin und her; der Eindruck aber, den Lorenz von dieser Unterhaltung erhielt, war stimulierend.

„Also Sie gestehen ein," sagte er zu Michaud, „daß die Polizei ohnmächtig ist? Es gibt Mörder, die frei umhergehen?"

„Ei, unglücklicherweise nur zu viele," antwortete der Kommissarius.

„Wo bleibt da die Moral?" schloß Grivet diese Unterhaltung.

Während derselben hatten Therese und Lorenz sich stumm angesehen mit ihren Blicken und waren leicht erbleicht. Einen Augenblick war ein unheimliches Feuer in ihren Augen aufgelodert. An Theresens Haar hingen kleine Schweißperlen, und Lorenz' Haut überlief ein kalter Schauer.

Elftes Kapitel.

Hin und wieder nötigte Camillus an schönen Sommertagen Therese, mit ihm auszugehen und einen kleinen Spaziergang in den Champs-Elysees zu machen. Die junge Frau wäre lieber im feuchten Dunkel des Ladens geblieben; sie wurde am Arm ihres Gatten matt und langweilte sich, wenn er mit ihr die Trottoirs entlang dahinschlich, bald stehen blieb und sich verwunderte über die Pracht der Schaufenster, bald wieder in einfältiges Schweigen versunken.

Aber Camillus ließ ihr keine Ruhe; er liebte es, seine Frau der Welt zu zeigen, und wenn sie einen seiner Kollegen oder gar einen der Vorgesetzten begegneten, so war er ganz stolz, einen Gruß auszutauschen, der ihm und seiner Frau galt. Uebrigens ging er, um zu gehen, sprach nicht viel dabei, und Therese war es unangenehm, am Arm eines solchen Mannes zu hängen.

An solchen Ausgehtagen begleitete Madame Raquin ihre Kinder bis zum Ende der Passage und küßte sie, als wenn sie eine Reise vorhätten.

„Nehmt Euch vor Unfällen in Acht . . . Man kann so leicht in Paris übergefahren werden! . . . Ihr müßt mir versprechen, nicht bei Aufläufen stehen zu bleiben . . .“

Sie wäre selbst gern mitgegangen, aber ihre Beine wurden schon schwer und untersagten ihr jeden größern Gang.

Ab und zu, jedoch nur selten, gingen die Gatten aus der Stadt hinaus, nach Saint-Ouen oder nach Asnières, wo sie eine Kleinigkeit in einem der Restaurants, die sich am Flußufer entlang ziehen, zu sich nahmen.

Das waren dann rechte Verschwendungstage, von denen man schon einen Monat vorher sprach. Therese liebte diese Ausflüge, von denen man vor zehn bis elf Uhr nicht zurückkehrte, sehr. Saint-Ouen mit seinen grünen Inseln erinnerte sie an Vernon. Man lagerte sich am Ufer und sah den Fluß dahingleiten. In letzter Zeit führte das junge Paar fast immer Lorenz mit sich, der vieles zur Erheiterung des Ausfluges durch seinen Scherz und Witz beitrug.

An einem Sonntage machten Camillus, Therese und Lorenz einen Ausflug nach Saint-Ouen gegen elf Uhr, gleich nach dem Frühstück. Die Partie war schon lange vorher geplant und sollte die letzte in dieser Saison sein. Der Herbst kam, und rauhe Winde begannen abends bereits die Luft abzukühlen.

An diesem Morgen war der Himmel noch blau und heiter, im Schatten war es lau, in der Sonne

heiß. Man beschloß also, sich die letzten Sonnenstrahlen noch zu Nutze zu machen.

Sie nahmen einen Fiaker bis zu den Fortifikationen; von da verfolgten sie die Chaussee bis Saint-Ouen. Der Weg war hell von der Sonne beschienen und sah in seinem weißen Staube wie mit Schnee bedeckt aus. Die Luft war schwül und schlaff. Therese ging langsamen Schritts am Arm ihres Mannes, vom Sonnenschirm gedeckt, während ihr Mann sich Luft mit einem ungeheuren Schnupftuch zuwehte. Hinter ihm kam Lorenz, auf dessen Nacken die Sonnenstrahlen prallten, ohne daß er es zu merken schien; er pfiff und stieß die Kieselst ein mit dem Fuß vorwärts und warf ab und zu einen begehrlichen Blick auf die im Takt sich wiegende Taille seiner Geliebten.

Als sie in Saint-Ouen angekommen waren, suchten sie eiligst eine Baumgruppe auf, unter deren Schatten sie auf dem grünen Grasteppich sich lagern konnten. Sie gingen auf eine Insel und drangen ins Dickicht ein. Die abgefallenen Blätter, die unter den Füßen wie Seufzer tönten, bildeten auf der Erde eine rötliche Lagerstatt.

Wie gotische Säulenbündel richteten sich die unzähligen Baumstämme in die Höhe und die Zweige hingen bis auf die Stirn der Spaziergänger herab, die auf diese Weise nichts weiter sehen konnten als das braune Laub des herbstlichen Hains und die weißen und dunkeln Stämme der Zitterpappeln und Eichen. Sie waren in einem melancholischen Plätzchen, einer

verschwiegenen, engen Lichtung, und rundum hörten sie die plätschernden Wellen der Seine.

Camillus hatte sich einen trockenen Platz ausgesucht und behutsam niedergelassen. Therese hatte sich auf das Laub geworfen und verschwand beinahe unter ihrem weit aufgebauschten Kleide, durch dessen Falten man eins ihrer Beine bis zum Knie sehen konnte. Lorenz hatte sich glatt auf den Bauch gelegt, mit dem Kinn im Grase, und betrachtete dies Bein, während er den Worten des Camillus lauschte, der über die Regierung loszog, weil sie nicht alle Inselchen der Seine in englische Gärten verwandelte, mit Bänken, gekiesten Alleen und beschnittenen Bäumen, wie im Tuileriengarten.

Sie blieben fast drei Stunden in der Lichtung und warteten, bis die Sonne nicht mehr so heiß brenne, um dann durch die Felder zu gehen vor dem Mittagessen. Camillus erzählte von seinem Bureau ziemlich alberne Geschichten, dann legte er sich auf den Rücken, und schlief ein vor Ermattung.

Er hatte seinen Hut über die Augen gedeckt. Therese that schon seit langer Zeit, als wenn sie schlummerte wenigstens hatte sie die Augen zugemacht.

Da glitt Lorenz leise auf die junge Frau zu und küßte ihren Halbstiefel und den Aenkel. Das Leder und dieser weiße Strumpf, die er küßte, brannten ihm auf seinen Lippen, entzündeten sein Blut und reizten seine Nerven. Einen Monat schon lebte er wie ein Mönch im gezwungenen Cölibat. Der Gang in der Sonnenhitze auf der Chaussee von Saint-Quen hatte ihn in Feuer

gebracht. Jetzt war er hier tief in einem verschwiegenen Versteck, vom Schweigen und Schatten umfächelt und er konnte nicht jenes Weib, die ihm gehörte, an seine Brust drücken. Der Mann konnte vielleicht aufwachen und es mit ansehen. Dieser Mann war ihm doch immer im Wege. Und der Liebhaber, der lang auf dem Boden ausgestreckt hinter den Kleidern Theresens sich verbarg, drückte bebend und aufgeregt stumme Küsse auf das Stiefelchen und den weißen Strumpf. Sie lag da wie tot und bewegte sich nicht. Lorenz glaubte, sie schlafe.

Er stand auf, da der Rücken ihm weh that, und lehnte sich an einen Baum. Da sah er, wie das junge Weib die Augen weit offen hatte und ins Blaue starrte. Die Hände hatte sie unterm Kopf, ihr Gesicht sah unheimlich bleich und kalt aus. Therese sann nach, ohne sich nach Lorenz umzudrehen, der hinter ihr stand.

Ihr Liebhaber war ordentlich erstaunt, daß sie sich seine Liebkosungen vorhin so stumm und unbeweglich gefallen gelassen hatte. Er hätte sich am liebsten über sie beugen und ihre großen schwarzen Augen küssen mögen. Aber fast unter ihren Röcken schlief Camillus und schnarchte leise unter seinem Hut. Sein Mund war offen, und das verlieh dem magern Gesicht einen albernen Ausdruck. Die ganze Erscheinung war eine klägliche und nicht verlockende.

Lorenz hob den Fuß auf, als wolle er mit dem Absatz sein Gesicht zermalmen.

Therese hätte beinahe laut aufgeschrieen. Sie erblaßte und schloß ihre Augen, als wolle sie nicht das aufspritzende Blut sehen.

Und Lorenz hielt einige Sekunden so den Absatz in der Luft über dem Gesicht des Schlafenden. Dann zog er langsam den Fuß zurück und entfernte sich einige Schritte. Er hatte sich gesagt, daß das ein dummer Mord sein würde, der ihm die ganze Polizei auf den Hals hetzen müßte. Er wollte sich des Mannes einzig und allein nur deshalb entledigen, um Therese heiraten zu können; seine Absicht war es, unangefochten und frei nach dem Verbrechen zu leben, wie die vielen unentdeckten Mörder, von denen der alte Michaud erzählt hatte.

Er ging an das Flußufer und sah mit dumpfem Hinbrüten das Wasser dahingleiten. Auf einmal kehrte er ins Dickicht zurück; er hatte soeben einen Plan ausfindig gemacht, einen bequemen und für ihn gefahrlosen Mord zu vollführen.

Zunächst erweckte er den Schläfer, indem er ihn mit einem Strohhalm unter der Nase kitzelte. Camillus nieste, erhob sich und fand den Spaß ausgezeichnet. Er hatte auch Lorenz deshalb gern, weil er allerlei Spaß trieb, über den er lachen mußte. Dann schüttelte er seine Frau, welche die Augen zugemacht hatte; dann gingen sie aus der Lichtung, verließen die Insel, deren Wege von Sonntagsspaziergängern wimmelten. Zwischen den Hecken liefen Mädchen in hellen Kleidern, und ein Nachen fuhr mit lautem Gesang vorbei. Die Sonne neigte sich schon dem Horizont zu, und es begann auf den Abend kühl zu werden.

Camillus schwatzte mit Lorenz, der allerlei Kunststückchen mit aufgehobenen schweren Steinen machte, während Therese sich hin und wieder bückte, um einen

Grashalm auszurupfen, so daß sie hinter den beiden zurück blieb und ihren Geliebten sowie ihren Mann betrachten konnte.

„He, hast Du keinen Hunger?“ schrie ihr schließlich Camillus zu.

„Doch,“ antwortete sie.

„Na, dann vorwärts!“

Therese hatte keinen Hunger, sie war nur schlaff und aufgeregt. Vom Plan des Lorenz wußte sie nichts, und doch zitterten ihre Beine vor Aengstlichkeit.

Die Drei suchten ein Restaurant am Ufer des Flusses und setzten sich auf eine Art hölzerner Terrasse in einer Schenke, in der es nach Fett und Wein roch. Das Haus ertönte von lauten Rufen, Gesang und dem Klirren des Geschirres wieder, in jedem Kabinett, in jedem Salon waren Gesellschaften, die laut sprachen, und geschäftige Kellner eilten hin und her.

Aber auf der Terrasse wehte frische Luft vom Flusse herüber. Therese hatte sich an das Geländer gelehnt und sah auf den Kai, wo zwei Reihen von Buden aufgebaut waren, zwischen denen ein zahlreiches Publikum einherwogte, und mit dem lauten Rufen der Menge vermischte sich der jämmerliche Ton von Drehorgeln.

Unterhalb der Terrasse hatten Mädchen aus dem lateinischen Viertel einen Rundtanz begonnen und drehten sich singend auf dem abgenutzten Rasenplatze wie kleine Kinder im Ringelringelrosenkranz. Studenten, Gipspfeifchen schmauchend, sahen zu und warfen ihnen anzügliche Scherzworte zu.

Jenseits der Seine auf den Abhängen lagerte sich ein bläulicher Abendduft, in dessen heiterm Nebel die Baumkronen wie in einem durchsichtigen Meer schwammen.

„Heda!“ rief Lorenz und bückte sich über das Treppengeländer; „Kellner, kommt das Essen bald?“

Dann schien ihm plötzlich ein Einfall zu kommen, und er sagte: „Hör' mal, Camillus, wie wär's, wenn wir eine Kahnfahrt noch vor Tisch machten? . . . Dann könnte unser Huhn mit Muße gebraten werden. Hier langweilen wir uns, denn wir müssen mindestens noch eine Stunde warten.“

„Wie Du willst,“ antwortete Camillus obenhin; „aber Therese ist hungrig.“

„Nein, nein, ich kann noch warten,“ beeilte diese sich zu sagen, als Lorenz sie mit festen Blicken ansah. Alle drei gingen hinab und bestellten sich, als sie am Ladentisch vorbeikamen, ihr Mittagessen innerhalb einer Stunde. Da der Wirt Kähne vermietete, baten sie ihn, einen loszumachen. Lorenz wählte eine kleine Barke, deren leichter Bau Camillus Bedenken einflößte.

„Zum Teufel,“ sagte er, „dadrinen darf man sich aber nicht viel rühren, sonst macht man einen famosen Plumps.“

Die Wahrheit war, daß er eine schreckliche Furcht vor dem Wasser hatte. Noch niemals hatte er ein Flußbad genommen. Lorenz gagegen war ein unerschrockener Schwimmer und unermüdlicher Ruderer.

„Vorwärts, geh doch hinein!“ rief ihm Lorenz lachend zu, als er behutsam zuerst mit dem Fuße probierte

ob die Bretterlage auf dem Boden des Kahns auch solide sei. „Du zitterst immer.“

Camillus stieg über den Rand und ging schwankend bis zum Hintergrunde, wo er sich hinsetzte. Als er die Bretter unter sich fühlte, wurde ihm etwas wohler, und er scherzte, um seinen Mut zu zeigen.

Therese stand noch ernst und unbeweglich am Ufer neben ihrem Geliebten, der die Kette hielt. Er bückte sich und sagte rasch mit leiser Stimme:

„Nimm Dich in Acht, ich werde ihn ins Wasser werfen . . Gehorche mir . . . Ich stehe für Alles.“

Das junge Weib wurde entsetzlich bleich und konnte nicht vom Flecke kommen.

„Steige doch in die Barke,“ murmelte Lorenz.

Sie rührte sich nicht. Ein fürchterlicher Kampf vollzog sich in ihrem Innern. Sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammen nehmen, um nicht in Schluchzen auszubrechen und nieder zu sinken.

„Ha, ha!“ rief Camillus . . . „Lorenz! sieh doch die Therese an . . Hat die aber Furcht! . .“

Er machte sich hinten auf dem Steuersitz breit und wiegte sich mutwillig hin und her, wobei er sich mit beiden Händen an dem Kahnrand anklammerte.

Therese warf ihm einen seltsamen Blick zu. Von diesem armen Mann ausgelacht zu werden, wirkte wie ein Peitschenhieb und trieb sie vorwärts. Mit einem Sprung war sie in der Barke und blieb vorn. Lorenz ergriff die Ruder; der Kahn stieß vom Ufer und glitt langsam nach den Inseln zu.

Die Dämmerung brach herein. Von den Bäumen fielen große Schatten und machten die Ufer dunkel. Mitten auf dem Flusse glitzerten blasse, breite Silberstreifen. Die Barke war bald im Strome; man spürte nicht mehr den Staub und Küchengeruch. Es war kühl und frisch.

Lorenz hörte auf zu rudern und ließ den Nachen mit der Strömung treiben. Gradeüber erhob sich das gewaltige rötlich schimmernde Inselgesträuch; das Wasser und der Himmel schienen in denselben weißlichen Stoff getaucht zu sein.

Nichts ist so schmerzlich friedlich wie ein Dämmerungsabend im Herbst. Die letzten Strahlen erbleichen in der zitternden Luft und von den alternden Bäumen fallen die Blätter herab. Die Landschaft, von der heißen Sommersonne verbrannt, fühlt, wie der Tod kommt mit den ersten rauhen Winden. Es liegt etwas in der Himmelsluft wie klagendes Aushauchen der Verzweiflung. Die Nacht sinkt herab von oben und breitet ihr dunkles Trauergewand aus.

Die Spazierfahrer schwiegen; sie sahen, wie das Wasser dahin glitt und die letzten Strahlen die Baumwipfel verließen. Sie näherten sich den Inseln. Die große rötliche Gebüschmasse ward dunkel; die ganze Landschaft war in Dämmerung getaucht, die grellen, bunten Farben verschwanden und machten einem nichtigen Nebel Platz.

Camillus hatte sich lang im Kahne hingelegt und sah mit dem Kopf über den Kahnrand. Er steckte die Hand ins Wasser und meinte:

„Alle Wetter! ist das kalt! Das wäre nicht hübsch, wenn man mit dieser Suppe Bekanntschaft machte.“

Lorenz antwortete nicht. Seit einiger Zeit beobachtete er unruhig die beiden Ufer; seine dicken Hände ruhten auf den Knieen; seine Lippen waren zusammengekniffen. Therese saß steif und unbeweglich mit leicht zurückgebogenem Haupte, erwartungsvoll da.

Die Barke lenkte in einen Nebenarm ein, der sich dunkel und enge zwischen zwei Inseln dahinzog. Hinter einer dieser Inseln hörte man den gedämpften Gesang einer Kahngesellschaft, welche die Seine heraufruderte. Zu Berg war der Fluß weit und breit frei.

Da stand Lorenz auf und nahm Camillus auf die Arme; dieser brach in Lachen aus.

„Ach, nein, Du kitzelst mich,“ sagte er, „laß Deine bekannten Scherze . . . Höre auf, sag' ich Dir: Du wirst mich noch fallen lassen.“

Lorenz drückte stärker, so daß das Boot schwankte. Camillus drehte sich um und sah in das schreckenerregende verzerrte Gesicht seines Freundes. Er konnte sich das nicht erklären, wurde aber doch von einer unbestimmten Furcht erfaßt.

Er wollte schreien, fühlte sich aber von einer rauhen Hand an der Kehle gepackt und klammerte sich instinktmäßig an den Rand des Kahnes an. Der Kampf dauerte einige Sekunden.

„Therese! Therese!“ rief er mit erstickter, pfeifender Stimme. Die junge Frau sah hin und hielt sich mit beiden Händen an einer Bank des Nachens, der krachend

hin und her schaukelte. Sie konnte nicht die Augen zumachen; eine geheime Macht trieb sie dazu, den schrecklichen Auftritt des Ringens zu verfolgen, sie war starr und stumm.

„Therese! Therese!“ rief wiederum der Unglückliche in seiner Todesangst.

Bei diesem letzten Anruf brach Therese in Schluchzen aus. Ihre Nerven waren zu abgespannt. Die Krisis, die sie gefürchtet hatte, warf sie auf dem Boden des Kahnes nieder, wo sie zitternd, halb tot liegen blieb.

Lorenz schüttelte noch immer Camillus und hatte ihm mit der einen Hand die Kehle zugeschnürt. Schließlich konnte er ihn mit Hilfe seiner andern Hand von der Barke losmachen. Er hielt ihn wie ein Kind auf seinen kräftigen Armen in die Höhe, und da er den Kopf beugte, so daß der Hals bloß lag, wand sich sein Opfer, toll vor Furcht und Wut, und biß ihm in den Hals. Der Mörder hielt an sich, um nicht vor Schmerz laut aufschreien zu müssen, dann aber schleuderte er mit einem Ruck den Mann ins Wasser . . .

Camillus stieß im Fallen ein Geheul aus. Zwei oder dreimal kam er noch an die Oberfläche, doch wurde sein Hülferuf immer matter. —

Lorenz verlor keine Sekunde Zeit. Er schlug den Kragen seines Ueberziehers in die Höhe, um seine Wunde zu verbergen, umfaßte dann die ohnmächtige Therese, brachte durch einen Fußtritt das Boot zum Umschlagen und ließ sich mit seiner Geliebten ins Wasser gleiten.

Er hielt sie schwimmend über Wasser und schrie mit jämmerlicher Stimme um Hülfe.

Die Kahnfahrer, deren Gesang er vorhin gehört hatte, kamen mit beschleunigten Ruderschlägen herbei. Sie sahen, daß ein Unglück passiert war, und bewerkstelligten die Rettung Thereseus, die sie auf eine Bank legten, sowie von Lorenz, der sich ganz verzweifelt über den Tod seines Freundes stellte. Er sprang ins Wasser, suchte Camillus überall an Orten, wo er unmöglich sein konnte, schwamm weinend zum Kahne zurück, wo er die Hände rang und sich die Haare ausraufte. Die Kahnfahrer suchten ihn zu trösten und zu beruhigen.

„Ich habe Schuld daran," rief er, „ich hätte es nicht zulassen sollen, daß dieser arme Kerl so schaukelte und umhertanzte, wie ers that. . . Mit einem Mal waren wir alle drei auf derselben Seite der Gondel und schlugen um . . . Beim Hineinfallen rief er mir noch zu, seine Frau zu retten. . ."

Unter den Kahnfahrern waren, wie das immer zu geschehen pflegt, zwei bis drei junge Leute, die Zeugen des Unglücksfalls gewesen sein wollten.

„Wir haben Sie ganz gut gesehen," sagten sie... „Aber, zum Teufel! eine Jolle ist doch nicht ein Tanzboden. . . Ach! das arme Frauchen, sie wird ein schönes Aufwachen haben!"

Sie nahmen wieder die Ruder zur Hand und brachten Therese und Lorenz zu dem Restaurant, wo das Mittagessen bereit stand. Ganz Saint-Ouen wußte von dem Unglücksfall in wenigen Minuten; die Kahnfahrer er-

zählten ihn als Augenzeugen. Eine mitleidige Menge umstand die Restauration.

Der Gastwirt und seine Frau waren gute Leute, die ihre Garderobe den Schiffsbrüchigen zur Verfügung stellten. Als Therese aus ihrer Ohnmacht erwachte, bekam sie einen Krampfanfall und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus, so daß man sie zu Bett bringen mußte. Die Natur half bei dieser Unglückskomödie, die sich soeben abgespielt hatte.

Als die junge Frau ruhiger geworden war, vertraute sie Lorenz der Sorge der Wirtsleute an. Er wollte allein nach Paris zurückkehren, um die abscheuliche Nachricht der Madame Raquin so schonend wie möglich mitzuteilen. Die Wahrheit war aber, daß er die nervöse Exaltiertheit Theresens fürchtete; er zog es vor, ihr Zeit zu lassen, über ihre Rolle nachzudenken, die sie zu spielen hatte.

Die Jollenführer verspeisten das Mittagessen von Camillus.

Zwölftes Kapitel.

Lorenz machte sich in der dunklen Ecke des Omnibus, der ihn nach Paris zurückführte, seinen Plan ordentlich zurecht. Er war fast sicher, straflos auszugehen. Eine dumpfe Freude, die Freude über das gelungene Verbrechen, erfaßte ihn. Als er an der Barriere von Clichy angekommen war, nahm er einen Fiaker und ließ sich zum alten Michaud fahren in der Seinestraße. Es war neun Uhr abends.

Er ging zu dem ehemaligen Polizeikommissär, um eine Protektion zu haben, falls man etwas argwöhnen sollte, und um der unliebsamen Notwendigkeit aus dem Wege zu gehen, die Trauernachricht selbst der Mutter des Opfers mitteilen zu müssen.

Als Michaud ihn in fremder Kleidung, die ihm nicht paßte, eintreten sah, sah er ihn fragend an, und Lorenz erzählte den Unglücksfall mit gebrochener Stimme, als sei er von Schmerz und Ermattung ganz übermannt. Dann bat er, der Mutter schonungsvoll die Nachricht mitzuteilen, da er allein nicht die Kraft habe, zu ihr zu gehen.

Während er sprach, sah Olivier, der mit seiner Frau zugegen war, ihn scharf an mit solchen durchbohrenden Blicken, daß er ganz verwirrt wurde. Der Mörder hatte sich unter diese Polizisten gewagt, und dieser kecke Schritt sollte ihn retten. Er sah jedoch Mißtrauen in ihren Blicken, in denen nur Bestürzung und Mitleid lag. Vater und Sohn waren bereit, mit Lorenz zu Madame Raquin zu gehen und diese vorzubereiten.

Vor dem Laden der Passage des Pont-Neuf angelangt, gingen die beiden Michauds hinein und ließen Lorenz draußen warten, da sein sonderbarer Anzug, sowie der Umstand, daß er allein zurückkehrte, die alte Dame von vornherein in Schrecken setzen mußte.

Lorenz wartete, ging pfeifend auf und ab, und da er seit dem Morgen nichts gegessen hatte, trat er in einen Pastetenladen und verzehrte schnell einige Pasteten.

Im Laden spielte sich eine herzzerreißende Szene ab. Trotz der Vorsicht und den freundlichen Reden des alten Michaud kam ein Augenblick, wo die arme Mutter begriff, daß ihrem Sohn ein Unglück zugestoßen war. Sie verlangte nun mit dem Ungestüm der Verzweiflung, die Wahrheit zu erfahren, und fing zu weinen und zu schreien an. Als sie alles wußte, wurde ihr Schmerz tragisch. Dumpfes Schluchzen, Krämpfe, die sie zu Boden warfen, wechselten mit gellendem Schreien ab, das sie von Zeit zu Zeit ausstieß. Endlich gelang es Susannen, die mitgekommen war, sie ein wenig zu beruhigen, während der alte Michaud sich beeilte, hinauszukommen. Er ließ Susanne da und suchte

mit Olivier Lorenz auf, um sich gemeinschaftlich nach Saint-Ouen zu begeben.

Sie wechselten während der Fahrt kaum einige Worte; das traurige Ereignis, das sie zusammenführte, verbreitete eine gewisse Niedergeschlagenheit um sich.

Bei ihrer Ankunft im Restaurant an dem Flußufer fanden sie Therese im Bett. Der Traiteur sagte ihnen halblaut, die junge Dame habe ein starkes Fieber. In Wahrheit war Therese nur schwach und feige. Sie schwieg hartnäckig, hörte aber ängstlich, was um sie her gesprochen wurde.

Der alte Michaud versuchte sie zu trösten; sie machte aber eine ungeduldige Bewegung, drehte sich um und schluchzte von neuem.

„Lassen Sie sie nur," sagte der Restaurateur; „sie schrickt beim geringsten Geräusch zusammen . . . Sehen Sie, sie bedarf der Ruhe." . . .

Unten im großen Saale war ein Polizeiagent, der die nötigen Erhebungen über den Fall anstellte. Als Olivier sich als höheren Beamten der Polizeipräfektur zu erkennen gegeben hatte, war alles in zehn Minuten geordnet. Die Kahnführer waren noch da und erzählten das Umkippen mit allen Einzelheiten; sie beschrieben sogar die Art und Weise, wie die Drei ins Wasser gefallen waren, und spielten sich als Augenzeugen auf. Wenn Olivier und sein Vater den geringsten Argwohn gehegt hätten, so wäre dieser Verdacht vor solchen Zeugen verschwunden. Aber sie hatten keinen Augenblick die Wahrheit von Lorenz' Aussagen bezweifelt, sondern stellten

ihn im Gegenteil dem Polizeiagenten als den besten Freund des Ertrunkenen vor und trugen Sorge dafür, im Protokoll vermerken zu lassen, daß der junge Mann sich ins Wasser gestürzt habe, um Camillus Raquin zu retten.

Am nächsten Tage erzählten die Zeitungen den Vorfall mit einem großen Luxus von nähern Umständen; die unglückliche Mutter, die untröstliche Wittwe, der edle und mutige Freund, nichts fehlte dieser „vermischten Nachricht," welche zuerst durch die Pariser Blätter die Runde machte und dann in der Provinzialpresse allmählich begraben wurde.

Als das Protokoll fertig war, fühlte Lorenz eine üppige Freude; er sah ein neues Leben vor sich. Seit dem Augenblick, wo das Opfer ihn gebissen hatte, war er wie erstarrt und handelte nur mechanisch nach dem schon lang vorher überlebten Plane. Jetzt war er sicher, und das Blut fing wieder an, langsamer durch seine Adern zu fließen. Die Polizei hatte sein Verbrechen vor Augen gehabt und nichts gesehen; sie war betrogen und hatte ihn außer Verfolg gestellt: er war gerettet. Mit diesem Gedanken überkam ihn wieder seine alte Geschmeidigkeit des Körpers wie der Intelligenz. Sein zweiter Gedanke war: Therese!

„Wir können das unglückliche Geschöpf nicht hier lassen," sagte er zu Michaud. „Sie ist vielleicht von ernstlicher Krankheit bedroht, und deshalb muß sie durchaus nach Paris zurück . . . Kommen Sie, wir wollen ihr zureden, mitzukommen."

Oben bat er Therese aufs flehentlichste, aufzustehen und mit nach der Passage des Pont-Neuf zu fahren. Die junge Frau zitterte beim Tone seiner Stimme und sah ihn starr an. Mit Mühe richtete sie sich, ohne zu antworten, auf. Die Männer gingen hinaus und ließen sie mit der Frau des Gastwirts allein. Als sie angekleidet war, ging sie taumelnd die Treppe hinab und ließ sich von Olivier in den Fiaker heben.

Die Rückfahrt wurde schweigend zurückgelegt. Lorenz ließ mit vollendeter Abgefeimtheit und Frechheit seine Hand langsam an ihrem Kleide entlang gleiten und ergriff ihre Fingerspitzen. Er saß ihr gegenüber in der dunklen Wagenecke. Sie drückte seine Hand mit Heftigkeit und hielt sie bis zur Mazarine-Straße in der ihrigen; er fühlte, wie sie zitterte und in seiner Hand brannte. Es schien beiden, als ginge das Blut des Einen durch ihre Hand zum Herzen des Andern. Die Hände wurden der Feuerherd, auf welchem ihr Leben pulsierte.

Als der Fiaker hielt, stiegen Michaud und sein Sohn zuerst aus. Lorenz bog sich zu seiner Geliebten und sagte leise:

„Sei stark, Therese! . . . Wir müssen noch lange warten . . . daran denke . . .“

Die junge Frau hatte noch nicht gesprochen. Zum ersten Mal öffnete sie die Lippen seit dem Tode ihres Mannes.

„O, ich werde daran denken,“ sagte sie mit Beben und so leise, daß es wie ein Hauch klang.

Olivier reichte ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Lorenz ging diesmal mit in den Laden. Madame Raquin lag zu Bett und phantasierte. Therese schleppte sich zu ihrem Bett, und Susanne hatte kaum Zeit, sie auszukleiden. Lorenz zog sich zurück, da er sah, daß alles nach Wunsch ging, und begab sich langsam in seine Bude in der Saint-Victor-Straße.

Es war Mitternacht vorüber. Ein frischer Luftzug strich durch die leeren schweigenden Straßen. Der junge Mann hörte nur den regelmäßigen Schall seiner Tritte auf dem Trottoir. Die kühle Nachtluft that ihm wohl; die Stille, die Dunkelheit erfüllten ihn mit Behagen.

Nun war er seines Verbrechens ledig. Er hatte Camillus getötet, aber niemand würde je davon sprechen. Er wollte ruhig leben und abwarten, bis er Therese besitzen konnte. Der Gedanke an den Mord hatte ihm manchmal die Kehle zugeschnürt; jetzt, da der Mord begangen war, fühlte er den Alp von seiner Brust gewälzt, atmete er frei auf und war von allen Qualen erlöst, die Unentschlossenheit und Furcht im Gefolge haben.

Im Grunde genommen war er ein wenig verstört, und Müdigkeit bemächtigte sich seiner Glieder und Gedanken. Er kehrte heim und fiel in einen tiefen Schlaf, während dessen leichtes Nervenzucken über sein Gesicht hinlief.

Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen wachte Lorenz frisch und gut aufgelegt auf. Er hatte gut geschlafen und er erinnerte sich kaum noch der Szenen von gestern, wenn nicht die Schmerzen von Camillus' Bißwunde am Halse ihn daran erinnert hätten.

Er wusch sich, nachdem er dieselbe genau besehen hatte und tröstete sich, daß sie in einigen Tagen vernarbt sein würde. Dann kleidete er sich an und ging gemächlich auf sein Bureau wie gewöhnlich. Dort erzählte er den Unglücksfall mit bewegter Stimme, und als seine Kollegen die vermischten Nachrichten der Zeitungen des nächsten Tages gelesen hatten, wurde er ein richtiger Held in ihren Augen. Eine Woche hindurch unterhielten sich die Beamten der Orleans-Bahn von nichts anderm; sie waren stolz darauf, daß einer der ihrigen ertrunken war. Grivet wurde nicht müde, von der Unvorsichtigkeit zu sprechen, die darin läge, sich mitten auf die Seine zu wagen, als ob man das Wasser nicht gerade so gut fließen sehen könnte, wenn man am Ufer oder auf einer Brücke steht!

Doch verließ Lorenz eine dumpfe Unruhe nicht. Das Ableben des Camillus Raquin war noch nicht offiziell konstatiert worden. Theresens Gatte war ja tot, aber der Mörder wollte auch, daß ein förmlicher Akt durch Auffindung des Kadavers hierüber aufgenommen würde. Bisher hatte man vergeblich nach dem Leichnam des Ertrunkenen gesucht; er mußte in ein Loch geraten sein.

Jeden Morgen, wenn Lorenz aufs Bureau ging, verfehlte er nicht, die Morgue zu inspizieren, trotz der Uebelkeit und des Abscheus, den die dort aufgestellten Leichname ihm versuchten. Ihn interessierte von all den Verunglückten nur die Abteilung der Ertrunkenen; in jedem angeschwollenen bläulich angelaufenen Toten glaubte er Camillus zu sehen, namentlich wenn die Verwesung schon weit vorgeschritten war. Seine Besuche in der Morgue flößten ihm anfangs Grauen ein, bald aber gewöhnte er sich an dies Schauspiel, namentlich wenn er die Leichen von Frauen betrachtete, die sich aus Liebesgram erhängt oder sonstwie umgebracht hatten.

Jeden Morgen war die Morgue von Besuchern angefüllt, denn der Eintritt ist frei für Arme und Reiche.

Es gibt Amateurs, die einen großen Umweg machen, um diese unglücklichen Opfer zu sehen; sind die Dielen leer, so sind sie enttäuscht und murmeln wohl gar ein Verwünschung darüber. Sind die Leichen zahlreich, so gibt es ein Gedränge, eine wohlfeile Aufregung, Scherz, Schreck, Beifall und Zischen wie im Theater.

Es fehlte auch nicht an lüsternen Blicken, mit denen namentlich manche Damen der bessern Kreise die Toten betrachteten; auch Kinder kamen von zwölf bis fünfzehn Jahren, die sich alles genau ansahen, anatomische Bemerkungen machten und so das Laster in der Schule des Todes lernten.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen erhielt er einen Stich durchs Herz, als er beim Eintritt in die Morgue Camillus in entsetzlichem Zustande vor sich auf einer Diele liegen sah. Noch nie hatte er einen Ertrunkenen in so vorgeschrittenem Stadium der Verwesung gesehen. Sein Anblick wirkte erschütternd auf den Mörder. Doch trug er zunächst Sorge, daß der alte Michaud mit ihm ging und die Leiche rekognoszierte.

Die Formalitäten wurden erfüllt, und man begrub den Ertrunkenen, nachdem man ein Protokoll über sein Ableben aufgenommen hatte.

Lorenz wurde von jetzt ab ruhiger und suchte mit Gewalt, sein Verbrechen, sowie die unangenehmen und widerwärtigen Szenen, die dem Morde gefolgt waren, zu vergessen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Laden in der Passage du Pont-Neuf blieb drei Tage geschlossen. Als er wieder geöffnet wurde, schien er noch dunkler und feuchter als früher zu sein. Die vom Staub gelb gewordenen Schaufensterobjekte schienen Haustrauer zu haben, und hinter den Leinwandhauben erschien das Gesicht Theresens noch bleicher und finsterer denn je.

In der Passage äußerten alle Gevatterinnen ihr Beileid. Drei Tage hindurch waren Madame Raquin und Therese im Bett geblieben, ohne zu sprechen, ja, ohne sich zu sehen. Der Tod ihres Sohnes hatte der Händlerin den Gnadenstoß gegeben. Stundenlang stierte sie in stummer Verzweiflung vor sich hin, dann weinte sie auch, schrie und phantasierte.

Therese im nächsten Zimmer schien zu schlafen; sie lag mit dem Gesicht nach der Wand zu und hatte die Decke über die Augen gezogen. Man hätte glauben können, daß sie in dem dunkeln Alkoven die Gedanken, die sie starr machten, versteckte. Susanne, welche bei den beiden Frauen geblieben war, ging gemächlich von

einer zur andern, beugte sich über deren Bett und versuchte sie zu trösten, was ihr leider nicht gelang.

Am dritten Tage stand Therese auf; sie sah sich im Spiegel und nahm mit Schrecken wahr, daß sie in dieser kurzen Zeit alt geworden war.

Susanne riet ihr, wieder ins Bett zu gehen, aber Therese hörte nicht auf sie, sondern kleidete sich an und ging, ohne ein Wort zu sagen, durch den Eßsaal in Madame Raquins Zimmer.

Die alte Händlerin brütete stumpfsinnig vor sich hin. Als Therese eintrat, drehte sie den Kopf um und sah die junge Wittwe an, die stumm und gedrückt vor ihr stand. Dann streckte sie ihre zitternden Arme nach ihr aus, umhalste sie und rief:

„Mein armes Kind, mein armer Camillus!“

Sie weinte und ihre Thränen trockneten auf der brennendweißen Haut der Wittwe, die ihre trocknen Augen im Betttuch verbarg. In dieser gebückten Stellung blieb Therese, bis die alte Mutter sich ausgeweint hatte. Seit dem Morde fürchtete sie sich vor dieser ersten Zusammenkunft, und deshalb nur hatte sie das Bett gehütet, um diesen Augenblick weiter hinaus zu schieben.

Als sie sah, daß Madame Raquin ein wenig ruhiger geworden war, machte sie sich um sie zu schaffen, riet ihr aufzustehen und in den Laden hinunterzugehen. Die alte Kurzwarenhändlerin war beinahe in ihre Kindheit zurückgefallen. Die plötzliche Erscheinung ihrer Nichte führte eine günstige Krise in ihr

herbei, die ihr Gedächtnis und das Bewußtsein von den sie umgebenden Dingen und Personen wieder auffrischte. Sie dankte Susanne für ihre Bemühungen und sprach, wenn auch nur matt, doch nicht mehr in Delirien. Sobald sie Therese ansah, mußte sie weinen; dann rief sie sie zu sich, küßte sie unter Thränen und sagte ihr mit erstickter Stimme, daß ihr nichts weiter im Leben geblieben sei als sie.

Abends willigte sie ein, aufzustehen und etwas zu genießen. Therese konnte da sehen, welch entsetzlicher Schlag die Tante getroffen hatte. Die Beine der armen Alten waren so schwach geworden, daß sie nur an einem Stock sich ins Eßzimmer schleppen konnte, wo sie sich nur mit Mühe aufrecht erhielt.

Vom nächsten Morgen an bestand sie darauf, daß der Laden wieder aufgemacht würde. Sie fürchtete, verrückt zu werden, wenn sie länger allein in ihrem Zimmer bliebe. Mit Mühe kam sie die Treppe hinunter; sie mußte beide Füße auf dieselbe Stufe setzen und dann ließ sie sich hinter dem Ladentisch nieder. Von diesem Tage ab war dies ihr Platz, an dem sie sich in geläutertem Schmerze aufhielt.

Neben ihr saß Therese, in Sinnen vertieft, als warte sie auf etwas. Der Laden nahm wieder sein dunkles Aussehen an.

Fünfzehntes Kapitel.

Lorenz kam hin und wieder des Abends und blieb im Laden, wo er ein halbes Stündchen mit Madame Raquin plauderte. Dann ging er fort, ohne Therese ins Gesicht gesehen zu haben. Die alte Händlerin betrachtete ihn gleichsam als den Retter ihrer Nichte, als ein edles Gemüt, das alles gethan hatte, um ihr den Sohn wieder zu geben. So nahm sie ihn denn mit mütterlicher Güte auf.

Eines Donnerstags Abends war Lorenz gerade da, als der alte Michaud und Grivet eintraten. Es schlug acht Uhr. Der Beamte und der alte Kommissär hatten geglaubt, daß sie jetzt wohl wieder die ihnen liebgewordene Gewohnheit aufnehmen könnten, ohne lästig zu fallen. Auch Olivier und Susanne traten nach ihnen herein.

Man ging in den Eßsaal hinauf, wo Madame Raquin, die niemand erwartet hatte, rasch die Lampe anzündete und Thee bereitete. Als alle um den Tisch herum saßen, jeder vor seiner Tasse, als die Dominobüchse geleert wurde, brachte alles dies der alten Mutter wieder die Vergangenheit vor Augen, und sie brach

in Schluchzen aus. War doch ein Platz leer, der Platz ihres Sohnes!

Diese Verzweiflung befremdete die Gesellschaft.

Alle Gesichter glänzten vor egoistischer Glückseligkeit, und da sie auch nicht im geringsten mehr an Camillus dachten, fühlten sie sich geniert.

„Hören Sie, werte Frau,“ rief der alte Michaud mit einem Anfluge von Ungeduld, „man muß nicht so seiner Verzweiflung Raum geben. Sie werden sich noch krank machen.“

„Wir sind alle sterblich,“ bekräftigte Grivet.

„Ihre Thränen bringen Ihren Sohn nicht mehr zurück,“ sagte Olivier salbungsvoll.

„Ich bitte Sie,“ flüsterte Susanne, „machen Sie uns doch nicht solche Qual!“

Und als Madame Raquin nur noch stärker schluchzte und sich gar nicht halten konnte, meinte Michaud:

„Nun, nun, nur ein bischen Mut! Sie können sich wohl denken, daß wir hergekommen sind, um Sie zu zerstreuen. Zum Kuckuck! lassen wir die Traurigkeit fahren und versuchen wir, zu vergessen... Wir spielen zu zwei Sous die Partie. He? was sagen Sie dazu?“

Die Händlerin unterdrückte mit übermenschlicher Gewalt ihre Thränen, nur um ihre Gäste nicht zu stören in ihrer egoistischen Vergnügungssucht. Sie trocknete sich die Augen; die Dominosteine zitterten in ihrer armen Hand, und vor Thränen, die noch unter den Lidern sich befanden, konnte sie kaum sehen.

Aber man spielte.

Lorenz und Therese hatten diesem kurzen Auftritt ernst und unbeweglich beigewohnt. Der junge Mann war hocherfreut darüber, daß die Donnerstagsabende wieder in Gang kamen. Er sehnte sie inbrünstig herbei, da er wußte, daß er dieser Versammlungen bedurfte, um zum Ziel zu gelangen. Außerdem fühlte er sich auch, ohne zu wissen warum, inmitten dieser Personen behaglicher, die er kannte, und in ihrer Gegenwart wagte er es, Therese anzuschauen.

Die junge Witwe schien ihm in ihrer schwarzen Tracht, wie sie so gefaßt und ernst dasaß, einen neuen Reiz zu gewinnen. Er war glücklich, wenn ihre Blicke sich begegneten und sie ihm mit mutiger Stetigkeit ins Auge blickte.

Therese gehörte ihm noch immer an mit Leib und Seele.

Sechzehntes Kapitel.

So verstrichen fünfzehn Monate. Die herbe Trauer der ersten Stunden schwächte sich ab; jeder Tag brachte eine weitere Milderung mit sich; das Leben nahm seinen gemächlichen monotonen Verlauf, wie es auch nach großen Krisen nicht anders sein kann. Lorenz und Theresé ließen sich ebenfalls allmählich das neue Leben gefallen. Er kam bald jeden Abend in den Laden, wie früher. Aber er aß nicht mehr daselbst und blieb auch nicht mehr ganze Abende dort. Er kam um neun einhalb Uhr und ging, nachdem er den Laden zugemacht hatte, fort. Man hätte sagen können, daß er eine Pflicht erfüllte, indem er den beiden Frauen einen Dienst leistete. Wenn er einmal diese Arbeit des Ladenschließens versäumt hatte, entschuldigte er sich am nächsten Tage wie ein Bedienter. Donnerstags half er Madame Raquin Feuer anmachen und spielte den Hausherrn in Stellvertretung, in seiner ruhigen Weise, was die alte Händlerin gern sah.

Therese sah ihn in Gemütsruhe sich um sie her bewegen. Ihr bleiches Gesicht hatte sich mehr gerötet, sie sah wohler aus, milder und heiterer.

Die beiden Liebenden suchten sich nicht mehr insgeheim zu sprechen. Sie sprachen nicht von Rendezvous, noch dachten sie daran, ungesehen einen Kuß zu tauschen. Der Mord hatte gleichsam ihr wallendes Blut für einige Zeit zur Ruhe gebracht, es war ihnen, als fühlten sie eine gewisse Befriedigung, die sie vorher nicht gekannt hatten. Das Verbrechen verleidete ihnen jede Liebkosung.

Und doch hätten sie tausend Mittel und Wege finden können, um jenes freie Liebesleben zu führen, dessen Traum sie zum Morde getrieben hatte. Madame Raquin war in ihrem Stumpfsinn und ihrer Schwächlichkeit kein Hindernis. Das Haus gehörte ihnen, sie konnten auch ausgehen, wohin sie wollten. Aber Liebe war nicht mehr ihr treibendes Motiv, die verliebten Regungen waren dahin. Sie sprachen ruhig miteinander, sahen sich, ohne mit der Wimper zu zucken, und ohne Scheu in die Augen und schienen gar nicht mehr an ihre tollen Ausschweifungen zu denken, deren Beute sie früher gewesen waren. Sie vermieden es sogar, zu zweien zu sein, denn sie hatten sich nichts Intimes mehr zu sagen und fürchteten alle beide, sich zu kalt zu zeigen. Selbst wenn sie einen einfachen Händedruck austauschten, schien ihnen diese Berührung Unbehagen zu wecken.

Uebrigens hielten sie ihre Kälte für schlau berechnete Zurückhaltung. Manchmal überkam sie ein Hoffnungsgefühl, als würden die alten Freuden wieder bei ihnen einkehren; doch selbst ihre Phantasie war leer. Dann klammerten sie sich um so mehr an die Idee ihrer

bevorstehenden Heirat an, von der sie sich die Wiederkehr ihrer Leidenschaften versprachen. In dieser Hoffnung fanden sie einige Beruhigung; sie füllte die öde Leere ihres Herzens aus.

Im Grunde war Therese zufrieden, von dem ihr antipathischen, unansehnlichen Gatten befreit zu sein. Sie kam sich jetzt wie ein junges Mädchen vor in ihrem einsamen Zimmer mit den weißen Vorhängen; sie lebte ordentlich wieder auf. An Lorenz dachte sie nur, wenn ein Alpdrücken sie mitten in der Nacht plötzlich voller Schrecken erweckte. Auch dann dachte sie nur an ihn, wie man an einen Hund denkt, der zur Sicherheit und zum Schutz dient, nicht mit dem Herzen einer Geliebten.

Am Tage im Laden interessierte sie sich für die Leute, die durch die Passage gingen; das Geräusch, das Durcheinander machte ihr Spaß. Sie wurde gesprächig und neugierig, mit einem Wort weiblich, während sie bisher nur männliche Ideen gepflegt hatte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie einen jungen Mann, einen Studenten, der in einem Hotel garni der Nachbarschaft wohnte und täglich mehrmals an dem Laden vorbei ging. Dieser Jüngling hatte ein schönes blasses Gesicht, lange dichte Haare wie ein Poet und einen Schnurrbart wie ein Offizier, so daß Therese ihn sehr nett fand. Sie war in ihn etwa eine Woche lang platonisch verliebt. Sie verglich ihn mit Lorenz und fand letztern doch sehr plump und eckig.

Sie fing an Romane zu lesen, die ihren Horizont nach dem Romantischen hin erweiterten und sie in eine Traumwelt führten, die sie bis jetzt noch nicht gekannt

hatte. Sie hatte nur mit ihrem Blut und ihren Nerven geliebt, nun fing sie auch an mit dem Kopfe zu lieben.

Als aber eines Tages der Student nicht mehr erschien, wahrscheinlich weil er fortgezogen war, hatte sie ihn in kürzester Zeit vergessen.

Sie war in einer Leihbibliothek abonniert und begeisterte sich für alle Helden der Erzählungen, die ihr zu Gesicht kamen. Diese plötzlich in ihr auftauchende Lesesucht hatte großen Einfluß auf ihr Temperament. Ihre nervöse Empfindlichkeit wurde so sehr gesteigert, daß sie ohne Grund lachen oder auch weinen mußte. Sie verfiel in formlose Träumereien. Hin und wieder durchschüttelte ihr Inneres auch die Erinnerung an Camillus, und dann dachte sie an Lorenz mit neuer Sehnsucht, die jedoch von Schauder nicht ganz frei war. Bald dachte sie daran, mit allen Mitteln seine Gattin zu werden, und bald war ihr der Gedanke, ihn wieder zu sehen, unerträglich. Die Romane, die von Keuschheit und Eheliebe erzählten, stellten sich wie ein Hindernis zwischen ihre Instinkte und ihren Willen. Doch siegten erstere, wenn sie sich auch noch so sehr für Tugend und Pflicht erwärmte.

Lorenz machte ebenfalls verschiedene Phasen durch. Zuerst genoß er eine recht beschauliche Ruhe: er war von einem lästigen Gewicht befreit. Manchmal mußte er sich fragen, ob er wirklich den Gatten seiner Geliebten ins Wasser geworfen habe; er hielt sich eigentlich eines solchen Verbrechens nicht für fähig; seine ganze Schlauheit, Vorsicht und Feigheit sträubten sich dagegen. Angstschweiß trat auf seine Stirn, wenn er daran dachte, daß man das

Verbrechen hätte entdecken und ihn guillotinieren können. So lange er gehandelt hatte, war er blindlings vorwärts gegangen, jetzt aber blickte er mit Schreck auf den Abgrund zurück, über den er gesprungen war.

„Das steht fest, ich war trunken," dachte er; „dieses Weib hatte mich mit ihren Liebkosungen berauscht. Gütiger Himmel! bin ich dumm und verrückt gewesen! Ich riskierte meinen Kopf einer solchen Geschichte wegen... Na, es ist noch Alles gut abgelaufen. Aber wenn ich's noch einmal thun sollte, würde ich mich hübsch hüten."

Trotz dieser reumütigen Gedanken, die nur in seiner Feigheit und Schlauheit ihren Grund hatten, wurde er dick und fett, so daß niemand diesem robusten Körper eine Grausamkeit oder eine Gewaltthat zugetraut haben würde.

Alles ging bei ihm wieder im alten Geleise; mehrere Monate hindurch war er ein Muster von Beamten auf seinem Büreau. Abends aß er in einer Garküche der Rue Saint-Victor, langsam und behaglich, dann lehnte er sich an die Wand und rauchte sein Pfeifchen, wie ein guter Spießbürger. Am Tage machte er sich keine Gedanken; des Nachts schlief er tief und traumlos. So war er glücklich.

An Therese dachte er kaum ab und zu. Er wartete die Stunde ihrer gemeinsamen Heirat geduldig ab und malte sich nur seine neue Situation aus als Ehemann: er wollte dann das Büreau verlassen und als Amateur Malerei treiben und bummeln. Diese Hoffnungen trieben ihn jeden Abend in den Laden der Passage trotz des Unbehagens, das er verspürte, sobald er eintrat.

Als er eines Sonntags nicht wußte, wie er sich die Zeit vertreiben sollte, ging er zu seinem alten Studiengenossen, dem jungen Maler, mit welchem er früher zusammen gewohnt hatte. Der Künstler arbeitete grade an einem Gemälde, das er in die Ausstellung schicken wollte und eine nackte Bacchantin vorstellte, die auf der Erde lag. Im Hintergrunde des Ateliers lag das Modell, ein Weib, das die ihm vom Maler aufgegebene Stellung einnahm. Lorenz hatte sich dieser Person gegenüber hingesetzt und unterhielt sich mit seinem Freunde, während er seine Pfeife rauchte. Sein Blut geriet in Wallung, der Anblick wirkte auf seine Nerven. Er blieb bis zum Abend da und nahm das Mädchen mit sich. Fast ein Jahr hindurch blieb sie seine Mätresse. Das arme Wesen hatte sich in ihn verliebt, da sie ihn für einen schönen Mann hielt. Morgens ging sie aus, um in Malerateliers als Modell zu dienen, und kam abends wieder; sie schaffte sich Kleidung und Kost auf eigene Rechnung an, so daß Lorenz nichts für sie auszugeben brauchte. Ein solches Verhältnis hielt er für seine Gemütsruhe und Gesundheit zuträglich. Ob er sie liebte? Dieser Gedanke kam ihm nie ein, ebensowenig, daß er Therese untreu sei. Er fühlte sich auf diese Weise wohl und zufrieden. Das war alles, was er wollte.

Mittlerweile hatte Theresens Trauer ihre Endschaft erreicht; sie kleidete sich demgemäß in hellere Gewänder und Lorenz fand sie so schöner und jugendlicher. Doch empfand er noch immer ein gewisses Unbehagen ihr gegenüber; sie schien ihm seit einiger Zeit fieberhaft erregt, voll seltsamer Launen, bald heiter, bald traurig ohne Grund.

Er lebte so behaglich, sollte er ihr seine Gemütsruhe zum Opfer bringen? Er fühlte, ohne sich des Grundes darüber klar zu sein, daß der Besitz Theresens ihm Qual und Unruhe bringen müsse.

Der Gedanke, sie endlich doch heiraten zu müssen, rüttelte ihn aus seiner behaglichen Beschaulichkeit auf. Es waren schon fünf Vierteljahre verstrichen seit dem Tode von Camillus. Einen Augenblick dachte er sogar daran, sich überhaupt gar nicht zu vermählen und das Malermodell, das ihm so wohlfeil zu stehen kam, zu behalten. Bald aber sagte er sich, daß der Mord dann ja zwecklos und grausam gewesen wäre. Einen Menschen ins Wasser zu werfen, fünf Vierteljahre zu warten, um alsdann mit einer Dirne, die sich in Ateliers abkonterfeien ließ, zu leben, schien ihm lächerlich und komisch. War er nicht mit Therese bereits durch die Bande des Verbrechens verbunden? Er fürchtete ihre Mitwissenschaft; vielleicht konnte sie ihn aus Rache oder Eifersucht bei Gericht anzeigen, wenn er sie nicht heiratete. Diese Ideen gingen in seinem Kopf herum und bereiteten ihm schwüle fieberhafte Stunden.

So standen die Sachen, als das Modell ihn plötzlich verließ. Eines Sonntags stellte sich das junge Mädchen nicht mehr bei ihm ein, wahrscheinlich weil sie anderwärts ein besseres und comfortableres Unterkommen gefunden hatte. Lorenz grämte sich darüber nicht sehr; aber ihm fehlte doch etwas. Er war wieder ganze Abende hindurch Gast im Laden in der Passage und betrachtete Therese wieder mit andern Augen. Diese war ihrerseits durch das viele Romanlesen in eine ro=

mantische, schmachtende Stimmung geraten und stellte sich recht „geberdig," wenn er sie herausfordernd anblickte.

So waren beide nach langer Frist wieder in das heimliche Fahrwasser geraten, trotz ihrer Herzensbeklemmungen und gleichgültigen Abneigung. Eines Abends, als beide den Laden zumachten, hielt Lorenz sie einen Augenblick zurück.

„Kann ich Dich heute noch in Deinem Zimmer sprechen?" fragte er sie in erregtem Tone.

Die junge Frau fuhr erschreckt zurück.

„Nein, nein, wir wollen noch warten . . ." sagte sie; „wir müssen vorsichtig sein."

„Ich warte bereits lange genug, glaube ich," versetzte Lorenz; „ich bin es jetzt müde und will Dich haben."

Therese sah ihn wie geistesabwesend an, ihr Gesicht und ihre Hände glühten. Sie schien zu schwanken. Dann sagte sie mit entschiedenem Tone:

„Wir wollen uns verheiraten, dann bin ich Dein."

Siebzehntes Kapitel.

Lorenz verließ die Passage in seltsamer Stimmung. Die alte Macht der Zuneigung schien wieder in ihm wach geworden zu sein. Er mußte, als er über die Kais schritt, seinen Hut abnehmen, damit der laue Nachtwind sein Gesicht fächelte und kühlte.

Vor der Thür seiner Wohnung angelangt, empfand er eine Scheu, allein hinaufzugehen. Ein kindisches Grauen, das er sich nicht erklären konnte, spiegelte ihm vor, es habe sich in seiner Mansarde ein Mann versteckt. Noch nie hatte er ein derartiges Gruseln verspürt, dessen Feigheit er nicht einmal durch Vernunftgründe zu verbannen unternahm.

Er trat bei einem Weinwirt ein und blieb da eine Stunde bis Mitternacht und trank einige große Gläser Wein. Dann schloß man den Laden und er mußte hinaus, nachdem er sich noch Streichhölzchen eingesteckt hatte. Da das Bureau des Hotels sich im ersten Geschoß befand, hatte Lorenz einen langen Gang zu durchschreiten und mehrere Stufen hinaufzugehen, bevor er seinen Leuchter fand. Dieser Gang und diese

Treppe waren in dunkle Nacht getaucht und flößten ihm Furcht ein. Sonst war er durch diese Finsternis mutig hindurchgegangen. An jenem Abend aber redete er sich ein, daß aus einem Versteck vor der Kellerthür ihm plötzlich Mörder an die Kehle fahren würden. Schließlich läutete er und entschloß sich, in den Gang einzutreten, nachdem er ein Streichhölzchen angezündet hatte. Das Steichhölzchen ging aus. Es kam ihm vor, als ob er Stimmen und Geräusch von Tritten vor sich hörte. Die Zündhölzchen zerbrachen in seinen Fingern; schließlich gelang es ihm, eins ordentlich in Brand zu bringen. Der Schwefel fing zu glimmen an und die Flamme ergriff nur langsam das Holz, so daß seine Bangigkeit sich verdoppelte; in dem bläulichen Schwefellichte glaubte er unheimliche Gestalten zu sehen. Als das Zündholz brannte, ging Lorenz vorsichtig weiter und drückte sich, als er am Keller vorbeikam, an die gegenüberliegende Wand. Der tiefe Schatten der Kelleröffnung machte ihn graulig. Rasch stolperte er die Treppenstufen bis zum Bureau hinauf und hielt sich für gerettet, als er seinen Leuchter in der Hand hielt. Langsam stieg er die übrigen Treppen hinauf, wobei er mit der Kerze in alle Ecken hinein leuchtete, die er passieren mußte.

Als er oben war, öffnete er rasch seine Thür und schloß sich ein. Seine erste Sorge war, unter das Bett zu leuchten und genaue Umschau im Zimmer zu halten, um zu sehen, ob jemand sich versteckt hielte. Dann schloß er das Dachfenster, weil er dachte, daß am Ende durch dasselbe Einer hereinsteigen könne.

Erst jetzt fühlte er sich beruhigt, zog sich aus und wunderte sich selbst über seine Feigheit. Er mußte schließlich sogar lächeln und sich kindisch schelten. Nie war er graulig gewesen; er konnte sich diesen plötzlichen Bangigkeits-Anfall gar nicht erklären.

So ging er zu Bett. Als er sich gehörig in die Betttücher eingehüllt hatte, dachte er wieder an Therese, die er bei seiner Furcht ganz vergessen hatte. Dann schloß er die Augen, um zu schlafen, konnte aber die in ihm arbeitenden Gedanken nicht los werden, die sich mit dem Für und Wider seiner Heirat beschäftigten. Er drehte sich dann auch auf die andere Seite und dachte: „Jetzt will ich schlafen und nicht weiter mir Gedanken machen; denn morgen um acht Uhr muß ich aufstehen, um ins Bureau zu gehen.“

Seine Bemühungen, rasch einzuschlafen, waren fruchtlos; die Gedanken verließen ihn nicht; sie erfüllten dumpf sein Gehirn mit ihren Gründen für und wider die Vermählung mit Therese.

Da er einsah, daß er zu aufgeregt war, um Schlaf finden zu können, legte er sich auf den Rücken und überließ sich mit offenen Augen der Erinnerung an die junge Frau. Das Gleichgewicht war verletzt; hitzige Fieberschauer durchrieselten ihn wie ehemals. Er dachte schon daran, aufzustehen und wieder nach der Pont-Neuf-Passage zu gehen.

Er sah sich im Geiste schon auf dieser Wanderung begriffen, wie er durch die Straßen eilte, an der Passage ankam, dann in dem kleinen Gange und auf der Treppe sich befand mit den prickelnden Gefühlen, wie

früher, wenn er zum ehebrecherischen Rendezvous geeilt war. Der Traum war ganz deutlich; ja, er roch sogar den muffigen Geruch des Hausflurs. Endlich kratzte er an die Thür, die Thür öffnete sich und Therese war da im Unterröckchen und weißen Nachtgewand.

Als die Träumerei so weit gekommen war, machte er eine rasche Bewegung, um aus dem Bett zu springen, und setzte sich auf den Bettrand.

„Ich muß hingehen, sie erwartet mich," murmelte er; dadurch war die Hallucination zerstört; die alte Furcht kehrte wieder. Einen Augenblick blieb er unbeweglich und horchte. Es war ihm, als hörte er Geräusch auf dem Fenster. Wenn er zu Therese ging, mußte er wieder an der Kellerthür vorbei unten im Hausflur; bei diesem Gedanken überlief ihn eine Gänsehaut. Eine Alles überwältigende, dumme Angst überkam ihn wieder. Mißtrauisch sah er im Zimmer umher, in dem weißliche Schattenstreifen einherhuschten; da kroch er wieder ins Bett zurück und hüllte sich bis über die Ohren ein, als verstecke er sich vor einer Mordwaffe, die auf ihn gezückt sei.

Das Blut schoß ihm ins Gesicht, sein Hals brannte ihm. Er faßte mit der Hand darnach und fühlte unter seinen Fingern die Wunde des von Camillus erhaltenen Bisses. Schrecken durchbebte ihn, so daß er schnell die Hand wieder zurückzog, um die Wunde nicht mehr zu fühlen, und doch fühlte er sie immer noch, als wolle sie ein Loch in seinen Hals brennen. Seine Zähne klapperten vor Angst.

Jetzt verknüpften sich seine Gedanken mit Camillus, er mochte sie davon ablenken wollen oder nicht. Bisher hatte der Ertrunkene nicht seine Nächte gestört: aber durch den Gedanken an Therese hatte Lorenz das Gespenst heraufbeschworen. Der Mörder wagte nicht mehr, seine Augen zu öffnen aus Furcht, sein Opfer in einer Ecke des Zimmers kauern zu sehen. Auf einmal schien es ihm, als würde seine Bettstelle in merkwürdiger Weise geschüttelt; er dachte sich, daß Camillus unterm Bett steckte und ihn so schüttelte, um ihn hinaus zu werfen und zu beißen. In Angstschweiß gebadet, mit vor Entsetzen gesträubtem Haar klammerte er sich an seine Matratze, denn schon fühlte er, daß die Rucke heftiger wurden.

Dann sah er ein, daß das Bett sich überhaupt nicht bewege, und eine Reaktion trat ein. Er setzte sich im Bett hin, zündete die Kerze an und schalt sich selbst einen Schwachkopf. Um die brennende Glut seines Innern zu löschen, schluckte er ein großes Glas Wasser hinunter.

„Ich habe nicht wohl daran gethan, in der Weinschenke zu trinken,“ dachte er . . . Ich weiß nicht, wie mir ist heute Nacht. Das ist dumm. Heute werde ich im Bureau nicht zu brauchen sein, so zerschlagen fühle ich mich. Ich hätte gleich einschlafen und nicht erst lange an allerhand Sachen denken sollen: davon rührt meine Schlaflosigkeit bloß her . . . Na, jetzt aber schlafen!“

Er blies von neuem das Licht aus, vergrub den Kopf ins Kissen und hatte sich so weit erholt, daß er sich vornahm, an nichts mehr zu denken und keine

Bangigkeit mehr zu haben. Die Müdigkeit begann seine Nerven abzuspannen.

Er schlief ein, aber nicht wie gewöhnlich, sondern unruhig und schwer. Es war, als wäre er nur in ein stumpfsinniges angenehmes Brüten versunken. Er fühlte seinen Körper während des Schlummers, der Leib war wie tot, aber der Geist schlief nicht. Langsam kamen die Gedanken nach und nach wieder, und sein Träumen begann. Wieder legte er den Weg nach Theresens Wohnung zurück: er stieg die Treppe hinab, lief rasch an der Kellerthür vorbei und befand sich draußen; dann eilte er die Straßen entlang den Weg, den er vorher schon zurückgelegt hatte, als er mit offenen Augen geträumt hatte; er trat in die Passage vom Pont-Neuf, stieg die steile Treppe empor und kratzte an die Thür. Aber an Stelle Theresens öffnete Camillus ihm, so wie er ihn in der Morgue gesehen hatte, gräulich, entstellt und verstümmelt. Der Leichnam breitete seine Arme mit häßlichem Lachen aus, so daß Lorenz einen Schrei ausstieß und sofort erwachte. Kalter Angstschweiß drang aus allen Poren. Er zog die Decke über seine Augen und fluchte über sich selbst. Wenn er nur wieder einschlafen könnte!

Und allmählich schlief er, wie vorhin, wieder ein, er empfand dieselbe Mattigkeit, und sobald der Wille ihm wiederum abhanden gekommen war, begab er sich auf den Marsch, um Therese zu besuchen, und abermals öffnete der Ertrunkene ihm die Thür.

Erschreckt fuhr der Unglückliche auf und setzte sich auf sein Gesäß. Um alles in der Welt hätte er den

unerbittlichen Traum verscheuchen mögen. Er sehnte sich nach einem bleiernen Schlaf, der die Gedanken niederhält. So lange er sich wach erhielt, reichte seine Energie aus, um das Phantom seines Opfers zu verjagen; aber sobald er nicht mehr Herr seines Geistes war, führte ihn derselbe dem Grauen und der Angst entgegen anstatt der Wollust.

So ging es die ganze Nacht hindurch. Allmähliches Eindüseln gefolgt von jähem schreckhaftem Erwachen. Immer wieder ging er mit verrücktem Eigensinn zu Therese und immer wieder stieß er auf den Leichnam von Camillus. Mehr als zehnmal machte er diesen Weg mit denselben Empfindungen, denselben Handlungen, und wenn er seine Geliebte erfassen wollte, ergriff er den Ertrunkenen. Seine Begierde wurde durch diese Erfolglosigkeit nicht abgeschwächt, denn kaum eingeschlafen, begann das alte Spiel von neuem.

Zuletzt gab er es auf, gegen die Traumgeschichte anzukämpfen, und er entschloß sich aufzustehen. Der Tag brach an. Ein düsteres mattgraues Licht drang durch das Fenster im Dache, durch das er den aschfarbenen Himmel sehen konnte.

Lorenz kleidete sich langsam an. Er war außer sich darüber, nicht zum Schlaf gekommen zu sein und zwar durch ein Gefühl von Grauen, dessen er sich jetzt schämte. Er dehnte sich, rieb sich die Glieder und die Augen und dachte wieder:

„Ich hätte nicht an all das Zeug denken sollen. . . Dann würde ich geschlafen haben und jetzt wohl und

munter sein...“ Dann dachte er daran, daß Theresens Gegenwart ihn vor solchen Nächten, wie die heute durchlebte, schützen würde, was ihn einigermaßen beruhigte. Denn nichts schien ihm fürchterlicher als solche Träume.

Er kühlte sein Gesicht beim Waschen und kämmte sich, was ihn so weit brachte, alle noch zurückgebliebenen Schreckbilder fahren zu lassen. Nur eine große Mattigkeit fühlte er noch in allen Gliedern.

„Ich bin doch sonst kein Hasenfuß,“ sagte er zu sich beim Ankleiden, „und mache mir auch nicht soviel aus Camillus ... Es ist unsinnig zu glauben, daß der arme Teufel unter meinem Bett sein sollte. Jetzt werde ich das vielleicht jede Nacht glauben ... Ich muß mich ganz entschieden bald verheiraten. In Theresens Armen werde ich wohl kaum an Camillus noch denken. Sie wird meinen Nacken küssen, so daß ich nicht mehr die abscheuliche Wunde spüren werde, die mich heut Nacht gebrannt hat... Ich will sie mir doch einmal ansehen.“

Er näherte sich dem Spiegel, drehte ihm den Nacken zu und besah die Wunde, die blaßrot schimmerte und wo man noch die Spur der Zähne wahrnehmen konnte. Hierbei stieg ihm das Blut vor Erregung zum Kopfe und er sah verwundert ein merkwürdiges Phänomen. Die Narbe wurde durch den Blutstrom, der ins Gesicht stieg, purpurrot und blutig, und zu gleicher Zeit juckte sie ihn, als wenn Nadeln in die Wunde gespickt würden. Schnell zog er den Hemdkragen darüber.

„Pah!“ brummte er vor sich hin, „Therese wird die Heilung schon besorgen... Einige Küsse werden

genügen . . . Wie dumm bin ich doch eigentlich, an solch ein Zeug zu denken!“

Er setzte den Hut auf und ging hinunter. Es war ihm ein Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen und zu gehen. Als er bei der Kellerthür vorbeikam, lächelte er; dennoch versicherte er sich von der Haltbarkeit des Schlosses, das vor der Thür hing.

Draußen auf dem Trottoir ging er langsamen Schritts durch die kühle Morgenluft. Es war ungefähr fünf Uhr.

Den übrigen Teil des Tages verbrachte er halb zerschlagen im Kampf gegen einen Schlummer, der ihn namentlich nachmittags berücken wollte im Bureau. Immer wieder nickte er ein, sein Kopf hing auf die Brust herab trotz aller Gegenanstrengung, und nur wenn er den Schritt eines seiner Vorgesetzten hörte, raffte er sich mit Gewalt auf. Dieses Ankämpfen machte ihm viel seelische Pein und schwächte seinen ohnehin geräderten Körper vollends.

Abends wollte er ungeachtet seiner Schlaffheit Therese besuchen. Er fand sie in fieberhaftem Zustande, gedrückt und matt wie er selbst.

„Unsere arme Therese hat eine schlechte Nacht gehabt,“ sagte Madame Raquin zu ihm. „Sie scheint Nachtmare zu haben, eine schreckliche Schlaflosigkeit. . . Mehrmals hörte ich sie schreien. Sie war heute Morgen ganz krank.“

Während dieser Worte ihrer Tante sah Therese den Geliebten scharf an. Ohne Zweifel ahnten beide

ihre gemeinsame Beklemmung, denn ein Nervenschauer durchzuckte ihr Gesicht. Sie blieben bis zehn Uhr beisammen, unterhielten sich von alltäglichen Dingen, während ihre Augen einander beschworen und von der Beschleunigung des Augenblicks sprachen, von dem ab sie sich gegen den Ertrunkenen verbinden konnten.

Achtzehntes Kapitel.

Also auch Therese hatte ähnliche Hallucination gehabt, wie Lorenz; sie litten nun beide gemeinschaftlich, wie sie sich gemeinsam zu erfreuen getrachtet haben. Es ist dies psychologisch und physiologisch leicht erklärlich. Waren doch bei beiden die Vorbedingungen fast dieselben und bei beiden die so lange Zeit schlafende Begierde durch dasselbe Wort erregt.

Therese ließ es sich angelegen sein, die Heirat so rasch wie möglich zu betreiben. Doch war dies kein leichtes Ding, da ihr Plan dahin ging, nicht selbst dies Projekt aufs Tapet zu bringen, sondern Madame Raquin und die Donnerstagsgäste sollten sie mit ihrem Geliebten zusammen bringen und sie drängen. Daher mußte vor allem diesen braven Leuten die Idee, Therese wieder zu verheiraten, beigebracht werden und zwar in einer Weise, als käme dieser Gedanke aus ihrem eigenen Innern. Die Vereinigung war für Therese und Lorenz zur Notwendigkeit geworden.

Jede Nacht besuchte sie der Ertrunkene; die Schlaflosigkeit bettete sie auf ein Lager von glühenden Kohlen und zwickte sie mit feurigen Zangen. Der entnervende Zustand, in dem sie dahinlebten, fachte jeden Abend

fieberhafte Glut in ihnen an, die sich durch entsetzliche Gespenstererscheinungen bemerklich machte.

Therese wagte es kaum mehr, in ihr Zimmer hinauf zu gehen, wenn es dämmerte und die große Stube sich mit Phantomen anfüllte, sobald das Licht ausgelöscht war. Schließlich ließ sie die Kerze brennen und nahm sich vor nicht einzuschlafen, sondern die Augen offen zu halten. Und wenn dann die Müdigkeit ihre Augenlider schloß, sah sie Camillus im Dunkeln, so daß sie erwachte. Nur am Tage vermochte sie einige Stunden zu schlummern.

Auch Lorenz war ein völliger Hasenfuß geworden, seitdem er ein Grauen beim Vorbeigehen an der Kellerthür hatte. Oft schrak er beim geringsten Geräusch zusammen; mit Grausen sah er den Tag sich neigen und manchmal wagte er es gar nicht, in sein Zimmer hinaufzusteigen, sondern durchirrte die ganze Nacht über die öden Straßen, ohne Ruhe und Rast dahinwandelnd. Wenn die Mattigkeit zu groß war und ihn nach Hause trieb, schloß er sich ein, drehte den Schlüssel zweimal im Schloß herum und balgte sich bis zum Morgengrauen mit den gespenstischen Ausgeburten seiner Phantasie herum: er glaubte aus den glühenden, leidenschaftlichen Armen Theresens in die kalten, glibberigen von Camillus zu fallen. Erst erdrückte ihn fast seine Geliebte in zärtlicher Umarmung und dann preßte ihn der Ertrunkene gegen seine zerfetzte Brust in eisiger Umschlingung. Diese plötzlich aufeinander folgenden Wechselgefühle von Wollust und Abscheu, von Liebe und Grauen, preßten ihm allmählich ächzendes Röcheln aus.

Mit jedem Tag nahm die Qual der Liebenden zu; die Gespenster-Erscheinung machte sie fast wahnsinnig. Sie rechneten nur noch darauf, daß ihre Küsse die Schlaflosigkeit besiegen würden. Aus Klugheit gaben sie sich kein Rendezvous, sondern warteten auf den Hochzeitstag, von dem alles Heil kommen sollte. Von ihm versprachen sich beide geistige Ruhe und körperliches Wohlbefinden; Lorenz nebenbei auch noch die Aufbesserung seiner irdischen Glücksgüter, da sein Vater ihm wohl nicht sobald den Gefallen erweisen würde zu sterben und er sonach unbeweibt in der Dachstube wohnen mußte, bei schlechter Nachtruhe und noch schlechterer Kost. Auch dachte er nicht daran, sein ganzes Leben hindurch zu arbeiten; sein Büreau fing ihm an langweilig zu werden und selbst die leichte Arbeit, die er zu besorgen hatte, war seiner Trägheit zu ermattend. Nichts zu thun, das war das Ideal aller seiner Träume. Deshalb hatte er ja Camillus ins Wasser geschleudert, um sich an seine Stelle zu setzen und sich pflegen zu lassen, wie er; wenn nur die Leidenschaft ihn getrieben hätte, würde er nicht soviel Feigheit und soviel Schlauheit bewiesen haben. Die Wahrheit war, daß er durch einen Meuchelmord sich hatte ein ruhiges müssiges Leben verschaffen wollen mit der dauernden Aussicht und Gewißheit auf Befriedigung seiner Begierden und Genuß.*)

---

*) A. d. Uebers. Zum bessern Verständnis obigen Raisonnements, sowie der ganzen Situation ist es nötig im Auge zu behalten, daß es nach dem Code Napoleon in Frankreich nicht erlaubt war — bis zum Mai 1882 — eine Ehescheidung (wie in Deutschland) unter Umständen herbeizuführen, so daß an eine Verheiratung also, so lange der Mann lebte, nicht zu denken war.

Er malte sich sein künftiges Eheglück mit den lebhaftesten Farben aus: er wollte sein Büreauleben aufgeben und in süßem Nichtsthun dahinleben; er würde gut essen, trinken und schlafen; stets der Genosse eines sinnlichen Weibes sein, die Blut und Nerven ihm ins Gleichgewicht bringen würde; in Bälde würde er dann auch vierzig und einige tausend Frank von Madame Raquin erben, denn die arme Alte war schon sehr hinfällig geworden und so würde er ein ruhiges Dasein genießen und Alles vergessen.

Stündlich dachte Lorenz nun an alle diese und andere Annehmlichkeiten und war überglücklich, wenn er ein neues Argument aufgefunden zu haben glaubte, dessen Wurzel in seinem Egoismus lag und das ihn nötigte, die Witwe des Ertrunkenen zu ehelichen. Aber soviel er sich auch Hoffnungen machte, so sehr er auch von einer trägen und wollüstigen Ruhe träumte, immer wieder fühlte er plötzliche Schauer durch seine Adern rieseln, immer wieder empfand er, wenn auch nur für Augenblicke, eine Beklommenheit, welche keine wahre Freude in seinem Busen aufkommen ließ.

Neunzehntes Kapitel.

Therese hatte eine so verzweifelte und düstere Haltung angenommen, daß Madame Raquin nach einigen Tagen sich sehr unruhig zeigte. Die alte Händlerin wollte wissen, worüber ihre Nichte so traurig sei. Diese aber sprach nur von Langweile, Schlaffheit, Nervosität im allgemeinen, ohne etwas genaues zu sagen. Wenn ihre Tante in sie drang, erwiderte Therese, sie sei ganz wohl, sie wisse nicht, was so deprimierend auf sie einwirke und weshalb sie weine, ohne zu wissen warum. Dann ging das Seufzen und Stöhnen wieder von neuem an, mattes herzzerreißendes Lächeln folgte jedem verzweiflungsvollen Schweigen und Brüten. Sie schien langsam dahin zu siechen an einem unbekannten Leiden, so daß Madame Raquin immer mehr sich beunruhigt fühlte, hatte sie doch auf der Welt nichts weiter mehr als ihre Nichte! Jeden Abend bat sie zu Gott, ihr doch dieses Kind zu erhalten, um ihr die Augen zu schließen. Ein bischen Selbstsucht lief bei dieser letzten Liebe ihres Alters mit unter, wenn sie sich dachte, Therese könne sterben und sie allein in dem

feuchten Laden zurücklassen. Deshalb ließ sie dieselbe nicht aus den Augen, studierte mit Besorgnis die schreckhaften Symptome der jungen Frau und fragte sich, was sie wohl thun könne, um dieselbe ihrer stummen Verzweiflung zu entreißen.

Unter so schwierigen Verhältnissen hielt sie es für angezeigt, den Rat ihres alten Freundes Michaud einzuholen. Eines Donnerstags winkte sie ihm, im Laden etwas zurückzubleiben, und erzählte ihm von ihren Befürchtungen.

„Du lieber Gott," antwortete ihr der Greis mit der schonungslosen Freiheit, die ihm von seiner früheren Funktion noch anklebte und zur zweiten Natur geworden war, „ich habe schon lange gesehen, wie sie die Nase hängen läßt, und ich weiß auch weshalb sie so gelb im Gesicht aussieht und so kummervoll."

„Sie wissen, weshalb?" sagte die Händlerin. „Sprechen Sie schnell! Wenn wir sie doch heilen könnten!"

„O, die Behandlung ist leicht," versetzte der alte Michaud lachend. „Ihre Nichte langweilt sich, weil sie ledig ist und schon bald zwei Jahre ohne Mann lebt. Man sieht's ihr an den Augen an, sie braucht einen Mann."

Die offenherzige Rücksichtslosigkeit des alten Kommissärs machte auf Madame Raquin einen schmerzlichen Eindruck. Sie dachte, da in ihrem Innern die Wunde noch nicht vernarbt war seit dem schrecklichen Unglück von Saint-Ouen, sie werde auch ebenso lebhaft gefühlt von der jungen Witwe. Nachdem ihr Sohn tot war,

schien es ihr, daß es keinen andern Mann mehr für ihre Nichte geben könne. Und da kam nun Michaud mit der lachend aufgestellten Behauptung, daß Therese krank sei wegen Mangel eines Gatten.

„Verheiraten Sie sie sobald als möglich,“ sagte er beim Fortgehen, „wenn Sie nicht haben wollen, daß sie sich innerlich aufzehrt. Das ist meine Ansicht von der Sache, meine werte Frau, und sie ist gut, glauben sie mir nur.“

Madame Raquin konnte sich nicht sogleich an den Gedanken gewöhnen, daß ihr Sohn schon vergessen sein sollte. Sie weinte, denn es war ihr zu Mut, als wäre Camillus ein zweitesmal gestorben. Als sie dann genug Thränen vergossen hatte, mußte sie wider Willen an Michaud's Worte denken und sie gewöhnte sich an den Gedanken, um den Preis einer Heirat, die aufs neue in ihren Augen den Sohn tötete, sich ein wenig Glück zu erkaufen. Wenn sie Therese gegenüber im stillen Laden saß, entsank ihr wieder der Mut. Sie war von zu großer Herzensgüte, um sie länger leiden sehen zu können; der Laden schien ihr ein Grab zu sein; sie bedurfte warmer herzlicher Zuneigung und deshalb versöhnte sie sich mit dem Plan einer Wiederverheiratung ihrer Nichte, um nur wieder zufriedene Gesichter um sich zu sehen.

Wer aber sollte der Gatte sein? Vor allem mußte er der alten Händlerin genehm sein, denn sie dachte im Grunde doch mehr an sich als an Therese. Sie wollte ihre letzten Stunden des Lebens in Ruhe verbringen und nicht gestört sein. Einen Fremden in ihr

Heim einzuführen, dieser Gedanke war ihr von Tag zu Tag widerwärtiger und hielt sie allein schon ab, von einer Verheiratung offen mit ihrer Nichte zu sprechen.

Während Therese mit der ihr anerzogenen Heuchelei die Komödie des Niedergeschlagenseins und der Langweile meisterhaft spielte, stellte sich Lorenz als gefühlvollen, dienstbereiten Mann ihr zur Verfügung. Er leistete allerlei kleine Handreichungen namentlich Madame Raquin, die er mit zarten Aufmerksamkeiten überschüttete. Nach und nach machte er sich im Laden unentbehrlich; er brachte immer etwas Leben hinein. Wenn er abends nicht da war, schien der Alten etwas zu fehlen, da sie sich beinahe fürchtete, mit der verzweifelten Miene Theresens sich allein beschäftigen zu müssen. Lorenz blieb denn auch nur deshalb manchmal aus, um sich um so mehr in seiner Macht festzusetzen; alle Tage kam er nach Bureauschluß in den Laden und blieb da bis zum Schluß des Ladens. Er besorgte kleine Aufträge und half Madame Raquin, die schwer auf den Beinen war. Seine Stimme war wie die eines Schauspielers, weich und eindringlich, um die Ohren der alten Dame zu kitzeln. Namentlich schien er sich sehr über Theresens Gesundheit Sorgen zu machen, doch nur als Freund, als zartfühlender Mann, dessen Seele beim Leiden Anderer mit litt. Zu wiederholten Malen nahm er Madame Raquin beiseite und setzte diese durch seine erheuchelte Angst über das veränderte Aussehen Theresens in noch größeren Schreck, wenn er von den Verwüstungen sprach, die auf dem Gesicht der jungen Frau sichtbar seien.

„Wir werden sie wohl bald verlieren,“ murmelte er mit von Thränen erstickter Stimme. „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sie recht krank ist. Ach, unser armes Glück, unsere stillen und friedlichen Abende!“

Madame Raquin hörte besorgt zu. Lorenz hatte sogar die Kühnheit, von Camillus zu sprechen.

„Sehen Sie,“ sagte er zu der alten Händlerin, „der Tod meines armen Freundes war ein schrecklicher Schlag für sie. Sie stirbt seit zwei Jahren, seit dem Unglückstage, an welchem sie Camillus verlor. Nichts wird sie trösten, nichts heilen. Wir müssen Verzicht leisten.“

Diese unverschämten Lügen trieben die hellen, heißen Thränen in die Augen der Alten. Wer für ihren armen Sohn Mitgefühl zeigte, für den hatte sie Alles übrig. Das hatte sich Lorenz gemerkt und hatte das Mittel in der Hand, sie stets zu Thränen zu rühren, so daß sie nicht mehr klar nachzudenken vermochte. Jeden Abend brachte er trotz seines innerlichen Widerstrebens das Gespräch auf ihn, rühmte seine Eigenschaften, sein zartes Gemüt, seinen scharfen Verstand, so daß Therese sogar manchmal befremdet zu ihm aufschaute. Madame Raquin aber war in Thränen zerflossen, sie hielt Lorenz für den besten aller Männer, denn er allein traf den Ton, der ihr Herz erschütterte. Sie liebte ihn bald wie ihr eigen Kind.

Eines Donnerstagabends, als Michaud und Grivet schon im Eßsaal waren, trat auch Lorenz ein und ging auf Therese zu, die er mit angenehm berührender Besorgnis nach dem Stand ihrer Gesundheit fragte, sich

einen Augenblick neben sie setzte und überhaupt vor den Anwesenden die Rolle eines teilnehmenden und besorgten Freundes spielte. Michaud betrachtete diese Gruppe, neigte sich zu der alten Händlerin und sagte ganz leise zu ihr, indem er auf Lorenz wies:

„Sehen Sie, das ist der Mann, den Ihre Nichte braucht. Bringen Sie diese Heirat schnell zu Stande. Wir wollen Ihnen helfen, wenn es nötig sein sollte."

Michaud grifflachte; Madame Raquin ging auf einmal ein Licht auf; ihr wurde mit einem Schlage der Vorteil klar, der ihr persönlich aus dieser Vereinigung erwuchs, die ja nur fester die Bande knüpfen konnte, die sie schon mit dem Freund ihres Sohnes verknüpfte, der soviel zu ihrer Zerstreuung und Erheiterung that. Dies edle Herz war kein Fremder für sie; er würde ihr ein zweiter Sohn sein und für Therese eine feste Stütze. Alles bliebe, wie man zu sagen pflegt, in der Familie und beim Alten.

Michaud hatte beim Nachhausegehen noch eine kurze Unterredung mit Madame Raquin im Flüstertone; dann nahm er freundschaftlich Lorenzens Arm und erklärte, ihn ein Stück Weges abbringen zu wollen. Lorenz wechselte einen schnellen Blick mit Therese, bevor er sich verabschiedete.

Michaud hatte den Auftrag bekommen, das Terrain zu rekognoszieren. Er fand den jungen Mann den Damen sehr gewogen und ergeben, aber ganz bestürzt über den Heiratsplan zwischen Therese und sich.

Schließlich nach langen, schlau erfundenen Einwänden gab Lorenz sein förmliches Ja, und Michaud

entfernte sich mit dem Bewußtsein, einen großen Sieg errungen zu haben. Namentlich war er stolz darauf, den ersten Gedanken zu dieser Heirat gegeben zu haben, die eine gute Garantie war für die weitere Geselligkeit der alten Donnerstagabende.

Unterdessen hatte Madame Raquin eine ähnliche Unterredung mit Therese, die dann ebenfalls auch nach langem Drängen, „nur um die liebe Tante glücklich zu machen,“ nachgab.

Sie umarmte die alte Dame, die einigermaßen darüber erstaunt war, ihre Nichte und Schwiegertochter selbst zuerst dazu aufgefordert zu haben, sie solle ihren Sohn, den Camillus, vergessen.

Am nächsten Morgen schon hatte Michaud und seine alte Freundin eine kurze Unterredung in der Passage vor der Ladenthür, und es wurde hierbei ausgemacht, die Verlobung der jungen Leute noch an demselben Abend zu feiern.

Um fünf Uhr abends war Michaud schon im Magazin, als Lorenz eintrat. Sobald der junge Mann sich gesetzt hatte, sagte ihm der ehemalige Kommissar ins Ohr:

„Sie willigt ein.“

Die beiden Liebenden sahen sich einige Sekunden an, als wollten sie einander um Rat fragen. Dann stand Lorenz auf, ging zu Madame Raquin, deren Hand er ergriff, und machte alle möglichen Anstrengungen, um seine Thränen zurückzuhalten.

„Teure Mutter,“ sagte er unter Lächeln zu ihr, „ich habe gestern Abend mit Herrn Michaud von ihrem

Glück gesprochen. Ihre Kinder wollen nur Sie glücklich machen.

Die arme Alte brach bei dem Worte „teure Mutter“ in Thränen aus. Sie ergriff lebhaft Theresens Hand und legte sie in die von Lorenz, ohne sprechen zu können.

Ein Schauer rieselte durch die Glieder der beiden, als ihre Hände sich berührten. Sie drückten einander krampfhaft die Hand, und der junge Mann fuhr mit stockender Simme fort:

„Therese, wollen Sie, daß wir Ihrer Tante das Leben erheitern und verschönen?“

„Ja,“ sagte die junge Frau leise, „wir müssen unser bestes dazu thun.“

Dann wandte sich Lorenz zu Madame Raquin und fügte hinzu, während er sich verfärbte:

„Als Camillus ins Wasser fiel, rief er mir zu: „Rette meine Frau, ich vertraue sie Dir an.“ Ich glaube diesen seinen letzten Wunsch zu erfüllen, wenn ich Therese heirate.“

Bei diesen Worten ließ Therese die Hand Lorenzens los; es war ihr, als hätte sie einen Stich ins Herz erhalten. Die Unverschämtheit ihres Geliebten war ihr peinlich. Sie sah ihn von der Seite an während Madame Raquin schluchzend stammelte.

„Ja, ja, mein Freund, heirate sie, mache sie glücklich, mein Sohn wird es Dir vom Grunde seines Grabes danken.“

Lorenz fühlte, daß er taumelte, und mußte sich an der Lehne des Sessels halten. Michaud, der ebenfalls

zu Thränen gerührt war, schob ihn nach Therese hin und sagte:

„Umarmt Euch, das ist Eure Verlobung.“

Der junge Mann spürte ein seltsames Unbehagen, als er seine Lippen auf die Wangen der Witwe drückte, und diese schreckte zurück, als hätten die beiden Küsse ihres Liebhabers ihr weh gethan. Sie sah ganz rot aus und glühte wie ein schamhaftes Mädchen.

Nach dieser Krisis schöpften die beiden Mörder Atem. Ihre Heirat war beschlossen und ihr Ziel, das sie so lange verfolgt hatten, erreicht. Alles wurde noch an demselben Abend geregelt. Am nächsten Donnerstag wurde die Hochzeit Grivet, Olivier und dessen Frau durch Michaud mitgeteilt, der sich vor Freude die Hände rieb und mehrmals sagte:

„Ich habe daran gedacht und sie unter die Haube gebracht . . . Sie sollen sehen, was für ein nettes Paar sie abgeben!“

Susanne umarmte schweigend Therese, die sie innig lieb gewonnen hatte, und Olivier beglückwünschte Tante sowohl als Nichte. Grivet wagte einige saftige Scherze, die aber nur mäßigen Erfolg hatten. Die Gesellschaft war ganz entzückt und erklärte, daß alles aufs beste arrangiert sei; um die Wahrheit zu sagen, so sah die Gesellschaft sich bereits auf der Hochzeit.

Theresens und Lorenzens Haltung war würdig und schlau berechnet. Sie bezeugten sich einfach nur eine zärtliche Freundschaft. Sie schienen nur einen Akt äußerster Ergebenheit zu erfüllen; nichts in ihren Mieneu ließ auf die Angst schließen und auf die leidenschaftlichen

Wünsche, die sie durchbebten. Madame Raquin betrachtete sie mit mattem Lächeln, aus dem Wohlwollen und Dankbarkeit sprachen.

Noch waren einige Formalitäten zu erfüllen. Lorenz mußte an seinen Vater schreiben und ihn um seinen Konsens ersuchen. Der alte Bauer aus Jeufosse antwortete ihm in vier Zeilen, daß er sich seinetwegen verheiraten oder hängen lassen könne, wenn er wollte; er mache ihm bemerklich, daß er entschlossen sei, ihm niemals auch nur einen Sou zu geben, daher könne er mit seinem Leibe schalten und walten, und er autorisierte ihn sogar, alle möglichen Thorheiten zu begehen.

Als Madame Raquin den Brief dieses unnatürlichen Vaters gelesen hatte, trieb ihre übergroße Herzensgüte sie zu einer Dummheit. Sie überließ ihrer Nichte die vierzigtausend und einige Franken, die sie besaß und entblößte sich vollständig zu Gunsten der Neuvermählten, deren gutem Willen sie sich anvertraute. Lorenz brachte nichts in die gemeinschaftliche Wirtschaft mit; er ließ sich sogar jetzt schon aus, daß er nicht immer sein Amt beibehalten sondern sich vielleicht der Malerei widmen würde. Uebrigens war die Zukunft der kleinen Familie gesichert; die Renten von den vierzigtausend und einigen Franken nebst den Einkünften des Kurzwarengeschäfts reichten zum Lebensunterhalt für drei Personen mehr als aus. Sie hatten grade genug, um vergnügt leben zu können.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden beschleunigt. Man kürzte die Formalitäten ab, so viel es ging, und es schien, als ob jeder ein Interesse dabei habe, Lorenz so schnell als möglich in Theresens Kammer zu schieben Der ersehnte Tag kam endlich heran.

Zwanzigstes Kapitel.

Am Hochzeitsmorgen wachte Lorenz sowohl wie Therese mit denselben freudigen Gedanken auf: alle beide sagten sich, daß ihre letzte Schreckensnacht zu Ende sei.

Therese kleidete sich langsam an und wartete auf Susanne, die ihr bei ihrer Brauttoilette behülflich sein sollte.

Lorenz nahm ordentlich von seinem Dachstübchen Abschied, das ihm häßlich vorkam.

Man befand sich im Dezember. Es fror ihn; um so wärmer würde er in der Passage gebettet sein. Da Madame Raquin wußte, daß er sich in Geldverlegenheit befand, hatte sie ihm bereits vor acht Tagen eine Börse mit fünfhundert Frank zugesteckt, die alle ihre Ersparnisse enthielt. Der junge Mann hatte dies Geschenk ohne Umstände angenommen und sich nun neugekleidet. Außerdem hatte das Geld der alten Händlerin ihn auch in Stand gesetzt, seiner Braut die üblichen Geschenke zu machen.

Auf zwei Stühlen lag der schwarze Anzug nebst der weißen Weste und Kravatte. Lorenz parfümierte sich

mit Eau de Cologne und machte sorgfältige Toilette. Er wollte sich schön machen. Beim Umlegen des Kragens berührte er die Wunde am Halse und wurde bleich. Bei jeder Bewegung, die er machte, rieb sich der Kragen an der Bißwunde, so stieg er unten in den Wagen und holte Therese zur Mairie und zur Kirche ab.

Im Vorbeifahren nahm er noch einen Bahnbeamten und den alten Michaud in den Wagen, die ihm als Zeugen dienen sollten. Als sie am Laden ankamen, war schon ein heller Haufen vor der Thür versammelt; Grivet und Olivier, Theresens Zeugen waren schon drinnen und Susanne betrachtete ihre Freundin, wie kleine Mädchen die Puppe betrachten, die sie ausstaffiert haben. Obwohl Madame Raquin nicht mehr konnte, wollte sie doch ihre Kinder begleiten. So zog man sie denn in einen Wagen und fort ging's.

Alles ging auf der Mairie und in der Kirche in der herkömmlichen Weise zu. Die ruhige und bescheidene Haltung der Gatten wurde bemerkt und anerkannt. Sie sprachen das feierliche Ja mit einer Erregung, die selbst Grivet rührte.

Während sie ruhig neben einander saßen oder knieten, gingen arge Gedanken durch ihren Kopf, die sie nicht los werden konnten. Sie vermieden es, sich anzusehen, und als sie wieder in den Wagen stiegen, kamen sie sich fremder vor als je vorher.

Man hatte sich für ein Mahl im engsten Familienkreise entschieden, das in einem kleinen Restaurant auf den Höhen von Belleville um sechs Uhr eingenommen werden sollte. Nur die Michauds und Grivets waren

eingeladen. Bis dahin fuhr die Hochzeitsgesellschaft die Boulevards entlang spazieren.

Dann begab man sich in das Restaurant, wo eine Tafeln von sieben Gedecken in einem gelb tapezierte Zimmer hergerichtet war.

Während der Mahlzeit herrschte nur mäßige Heiterkeit. Die Vermählten waren ernst und gedankenvoll. Sie schienen über die Schnelligkeit der Ceremonien bestürzt, durch die sie für immer gebunden waren. Die lange Spazierfahrt auf den Boulevards hatte sie eingewiegt und eingeschläfert, es war ihnen, als seien sie monatelang herumgefahren. Müde betraten sie das Restaurant und nur gezwungen lächelten sie einander zu, als sie sich bei Tisch gegenüber saßen. Sie aßen, antworteten und bewegten sich wie Maschinen. Obwohl sie verheiratet waren, schien es ihnen doch nicht, als seien sie in einen neuen Stand getreten. Sie dachten, daß noch immer ein Abgrund zwischen ihnen läge, und die Frage war, wie über denselben hinwegkommen? Sie glaubten sich noch vor dem Morde zu befinden, als noch ein materielles Hindernis sich ihnen in den Weg stellte. Dann wieder dachten sie wieder an ihre innige Vereinigung, die ihnen doch wieder so seltsam erschien.

Als die Gäste um sie herum ihre albernen Späße mit ihnen trieben und hören wollten, wie sie sich duzten, um alle Scheu von ihnen zu nehmen, stotterten sie, wurden rot und konnten es nicht fertig bringen, sich als Liebende zu benehmen vor aller Welt.

Während der Wartezeit hatten sich ihre Gefühle

abgeschwächt, und die Vergangenheit war verschwunden. Sie waren niedergeschlagen und einsilbig.

Lorenz fühlte bei jeder Halsbewegung die schmerzende Wunde. Während der Maire aus dem Code verlas und der Priester von Gott sprach, immer hatte er gefühlt, wie die Zähne des Ertrunkenen in seine Haut eindrangen.

Madame Raquin war innerlich sehr erbaut über den Ernst der Neuvermählten; eine ausgelassene Heiterkeit würde ihrem mütterlichen Herzen wehe gethan haben. Grivet war anderer Ansicht; er fand, daß die Hochzeit traurig sei; er suchte etwas Leben in die Gesellschaft zu bringen trotz der abmahnenden Blicke Michauds und Oliviers, wenn er seinen Mund aufthat, um einen faulen Witz zu machen. Er ließ es sich nicht nehmen, einen Toast auszubringen.

„Ich trinke aufs Wohl der Kinder unsres Pärchens,“ sagte er launig.

Man mußte anstoßen. Therese und Lorenz waren bleich geworden, denn an Kinder hatten sie nie gedacht. Der Gedanke hieran durchrann sie mit eisigem Schauer. Sie stießen aufgeregt mit einander an und maßen sich verduzt und halb erschreckt mit prüfenden Blicken.

Früh erhob man sich von der Tafel. Die Gäste wollten die Vermählten noch bis zur Hochzeitskammer begleiten. Es war erst halb zehn, als die Hochzeitsgesellschaft wieder im Laden in der Passage ankam. Die Bijouteriehändlerin von nebenan saß noch in ihrer Verkaufsbude und lächelte, als die jungen Gatten ausstiegen. Diese fingen dies Lächeln auf und erschraken.

Sollte dies alte Weib vielleicht Kenntnis haben von ihren früheren Rendezvous? Hatte sie damals Lorenz vielleicht in den kleinen Gang schleichen sehen?

Therese zog sich fast sofort zurück mit Madame Raquin und Susanne. Die Männer blieben noch im Eßsaal, während die Braut Nachttoilette machte. Lorenz empfand nicht die geringste Regung von Ungeduld; er hörte gelassen die groben Späße des alten Michaud und Grivet's an, die jetzt, da die Damen nicht dabei waren, ihrer Zunge nach Herzenslust freien Lauf ließen. Als Susanne und Madame Raquin aus dem Brautgemach traten und die alte Händlerin mit bewegter Stimme dem jungen Manne ankündigte, daß seine Frau ihn erwarte, da zitterte er und stand einen Augenblick verstört da, dann drückte er fieberhaft erregt die Hände, die man ihm entgegenhielt, und taumelte wie ein Trunkener in Theresens Gemach.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Lorenz schloß hinter sich sorgfältig die Thür und lehnte sich einen Augenblick gegen dieselbe, während er einen unruhigen und verlegenen Blick ins Zimmer warf.

Ein helles Feuer flackerte im Kamin, das den ganzen Raum klar erleuchtete, so daß die Lampe auf dem Tisch fast überflüssig erschien. Madame Raquin hatte das Gemach recht kokett ausstaffiert, mit Spitzenwerk das Lager geziert und große Rosensträuße in die Vasen des Kamins gesteckt. Es sah wie ein abgelegenes Glückseligkeitsplätzchen aus, so warm und duftig und allem Außenlärm verschlossen wie es die Mysterien der Leidenschaft erfordern.

Therese saß auf einem niedrigen Sessel rechts vom Kamin und starrte, das Kinn in die Hand geschmiegt, starr ins prasselnde Feuer. Sie wendete sich nicht, als Lorenz hereintrat. Aus ihrem weißen Nachtgewande lauschte ein Stück der rosigen Schulter hervor, die halb verdeckt war von einer Locke ihres schwarzen Haars.

Lorenz entledigte sich, ohne zu sprechen, seines Fracks und der Weste, so daß er in Hemdsärmeln vor seiner

Zwanzigstes Kapitel.

Am Hochzeitsmorgen wachte Lorenz sowohl wie Therese mit denselben freudigen Gedanken auf: alle beide sagten sich, daß ihre letzte Schreckensnacht zu Ende sei.

Therese kleidete sich langsam an und wartete auf Susanne, die ihr bei ihrer Brauttoilette behülflich sein sollte.

Lorenz nahm ordentlich von seinem Dachstübchen Abschied, das ihm häßlich vorkam.

Man befand sich im Dezember. Es fror ihn; um so wärmer würde er in der Passage gebettet sein. Da Madame Raquin wußte, daß er sich in Geldverlegenheit befand, hatte sie ihm bereits vor acht Tagen eine Börse mit fünfhundert Frank zugesteckt, die alle ihre Ersparnisse enthielt. Der junge Mann hatte dies Geschenk ohne Umstände angenommen und sich nun neugekleidet. Außerdem hatte das Geld der alten Händlerin ihn auch in Stand gesetzt, seiner Braut die üblichen Geschenke zu machen.

Auf zwei Stühlen lag der schwarze Anzug nebst der weißen Weste und Kravatte. Lorenz parfümierte sich

mit Eau de Cologne und machte sorgfältige Toilette. Er wollte sich schön machen. Beim Umlegen des Kragens berührte er die Wunde am Halse und wurde bleich. Bei jeder Bewegung, die er machte, rieb sich der Kragen an der Bißwunde, so stieg er unten in den Wagen und holte Therese zur Mairie und zur Kirche ab.

Im Vorbeifahren nahm er noch einen Bahnbeamten und den alten Michaud in den Wagen, die ihm als Zeugen dienen sollten. Als sie am Laden ankamen, war schon ein heller Haufen vor der Thür versammelt; Grivet und Olivier, Theresens Zeugen waren schon drinnen und Susanne betrachtete ihre Freundin, wie kleine Mädchen die Puppe betrachten, die sie ausstaffiert haben. Obwohl Madame Raquin nicht mehr konnte, wollte sie doch ihre Kinder begleiten. So zog man sie denn in einen Wagen und fort ging's.

Alles ging auf der Mairie und in der Kirche in der herkömmlichen Weise zu. Die ruhige und bescheidene Haltung der Gatten wurde bemerkt und anerkannt. Sie sprachen das feierliche Ja mit einer Erregung, die selbst Grivet rührte.

Während sie ruhig neben einander saßen oder knieten, gingen arge Gedanken durch ihren Kopf, die sie nicht los werden konnten. Sie vermieden es, sich anzusehen, und als sie wieder in den Wagen stiegen, kamen sie sich fremder vor als je vorher.

Man hatte sich für ein Mahl im engsten Familienkreise entschieden, das in einem kleinen Restaurant auf den Höhen von Belleville um sechs Uhr eingenommen werden sollte. Nur die Michauds und Grivets waren

eingeladen. Bis dahin fuhr die Hochzeitsgesellschaft die Boulevards entlang spazieren.

Dann begab man sich in das Restaurant, wo eine Tafeln von sieben Gedecken in einem gelb tapezierte Zimmer hergerichtet war.

Während der Mahlzeit herrschte nur mäßige Heiterkeit. Die Vermählten waren ernst und gedankenvoll. Sie schienen über die Schnelligkeit der Ceremonien bestürzt, durch die sie für immer gebunden waren. Die lange Spazierfahrt auf den Boulevards hatte sie eingewiegt und eingeschläfert, es war ihnen, als seien sie monatelang herumgefahren. Müde betraten sie das Restaurant und nur gezwungen lächelten sie einander zu, als sie sich bei Tisch gegenüber saßen. Sie aßen, antworteten und bewegten sich wie Maschinen. Obwohl sie verheiratet waren, schien es ihnen doch nicht, als seien sie in einen neuen Stand getreten. Sie dachten, daß noch immer ein Abgrund zwischen ihnen läge, und die Frage war, wie über denselben hinwegkommen? Sie glaubten sich noch vor dem Morde zu befinden, als noch ein materielles Hindernis sich ihnen in den Weg stellte. Dann wieder dachten sie wieder an ihre innige Vereinigung, die ihnen doch wieder so seltsam erschien.

Als die Gäste um sie herum ihre albernen Späße mit ihnen trieben und hören wollten, wie sie sich duzten, um alle Scheu von ihnen zu nehmen, stotterten sie, wurden rot und konnten es nicht fertig bringen, sich als Liebende zu benehmen vor aller Welt.

Während der Wartezeit hatten sich ihre Gefühle

abgeschwächt, und die Vergangenheit war verschwunden. Sie waren niedergeschlagen und einsilbig.

Lorenz fühlte bei jeder Halsbewegung die schmerzende Wunde. Während der Maire aus dem Code verlas und der Priester von Gott sprach, immer hatte er gefühlt, wie die Zähne des Ertrunkenen in seine Haut eindrangen.

Madame Raquin war innerlich sehr erbaut über den Ernst der Neuvermählten; eine ausgelassene Heiterkeit würde ihrem mütterlichen Herzen wehe gethan haben. Grivet war anderer Ansicht; er fand, daß die Hochzeit traurig sei; er suchte etwas Leben in die Gesellschaft zu bringen trotz der abmahnenden Blicke Michauds und Oliviers, wenn er seinen Mund aufthat, um einen faulen Witz zu machen. Er ließ es sich nicht nehmen, einen Toast auszubringen.

„Ich trinke aufs Wohl der Kinder unsres Pärchens," sagte er launig.

Man mußte anstoßen. Therese und Lorenz waren bleich geworden, denn an Kinder hatten sie nie gedacht. Der Gedanke hieran durchrann sie mit eisigem Schauer. Sie stießen aufgeregt mit einander an und maßen sich verduzt und halb erschreckt mit prüfenden Blicken.

Früh erhob man sich von der Tafel. Die Gäste wollten die Vermählten noch bis zur Hochzeitskammer begleiten. Es war erst halb zehn, als die Hochzeitsgesellschaft wieder im Laden in der Passage ankam. Die Bijouteriehändlerin von nebenan saß noch in ihrer Verkaufsbude und lächelte, als die jungen Gatten ausstiegen. Diese fingen dies Lächeln auf und erschraken.

Sollte dies alte Weib vielleicht Kenntnis haben von ihren früheren Rendezvous? Hatte sie damals Lorenz vielleicht in den kleinen Gang schleichen sehen?

Therese zog sich fast sofort zurück mit Madame Raquin und Susanne. Die Männer blieben noch im Eßsaal, während die Braut Nachttoilette machte. Lorenz empfand nicht die geringste Regung von Ungeduld; er hörte gelassen die groben Späße des alten Michaud und Grivet's an, die jetzt, da die Damen nicht dabei waren, ihrer Zunge nach Herzenslust freien Lauf ließen. Als Susanne und Madame Raquin aus dem Brautgemach traten und die alte Händlerin mit bewegter Stimme dem jungen Manne ankündigte, daß seine Frau ihn erwarte, da zitterte er und stand einen Augenblick verstört da, dann drückte er fieberhaft erregt die Hände, die man ihm entgegenhielt, und taumelte wie ein Trunkener in Theresens Gemach.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Lorenz schloß hinter sich sorgfältig die Thür und lehnte sich einen Augenblick gegen dieselbe, während er einen unruhigen und verlegenen Blick ins Zimmer warf.

Ein helles Feuer flackerte im Kamin, das den ganzen Raum klar erleuchtete, so daß die Lampe auf dem Tisch fast überflüssig erschien. Madame Raquin hatte das Gemach recht kokett ausstaffiert, mit Spitzenwerk das Lager geziert und große Rosensträuße in die Vasen des Kamins gesteckt. Es sah wie ein abgelegenes Glückseligkeitsplätzchen aus, so warm und duftig und allem Außenlärm verschlossen wie es die Mysterien der Leidenschaft erfordern.

Therese saß auf einem niedrigen Sessel rechts vom Kamin und starrte, das Kinn in die Hand geschmiegt, starr ins prasselnde Feuer. Sie wendete sich nicht, als Lorenz hereintrat. Aus ihrem weißen Nachtgewande lauschte ein Stück der rosigen Schulter hervor, die halb verdeckt war von einer Locke ihres schwarzen Haars.

Lorenz entledigte sich, ohne zu sprechen, seines Fracks und der Weste, so daß er in Hemdsärmeln vor seiner

Gattin stand, die sich nicht rührte. Als er die nackte Schulter sah, bückte er sich und küßte sie bebend. Die junge Frau entzog ihm ihre Schulter, indem sie sich mit einem Ruck umdrehte. Sie sah Lorenz mit einem seltsamen Blick an, in dem Schrecken und Widerstreben lag, so daß er verwirrt und unbehaglich zurücktrat, als teile er ihr Gefühl.

Dann setzte er sich an die andere Seite des Kamins Therese gegenüber. So blieben sie fünf lange Minuten unbeweglich sitzen, ohne zu sprechen. Zwei Jahre waren beinahe verflossen, seitdem sie sich in demselben Zimmer ohne Zeugen einander umschlungen gehalten hatten. Seit dem Besuch Theresens in der Wohnung Lorenzens hatten sie kein Rendezvous weiter gehabt, und heute saßen sie niedergeschlagen und abgemattet einander gegenüber, ohne auch nur einen Funken der Leidenschaft in sich zu fühlen, die sie ehemals ganz durchlodert hatte.

Ihre Verlegenheit wuchs, sie schämten sich, so stumm und trübe einander gegenüber zu sitzen. Sie hätten sich lieber umschlingen mögen, um nicht in ihren eigenen Augen als Dummköpfe zu gelten. He, was denn! Jetzt waren sie endlich soweit gekommen, sich anzugehören, und nach all den ausgestandenen Leiden und Verbrechen durften sie sich jetzt schadlos halten. Aber nichts von alledem. Steif und erschöpft saßen sie sich am Kamin gegenüber; sie kamen sich selbst lächerlich vor, gleichzeitig erschien ihre Lage ihnen aber auch schrecklich und grausam.

Lorenz versuchte da von Liebe zu sprechen und alte Erinnerungen wieder wach zu rufen.

„Therese,“ sagte er und beugte sich dem jungen

Weibe zu, „erinnerst Du Dich noch unserer Nachmittage in diesem Zimmer? ... Ich kam durch diese Thür... Heute trat ich durch jene ein... Wir sind jetzt frei und werden uns in Frieden lieb haben können."

Die junge Frau sah immer noch in die Flamme und war so in Sinnen versunken, daß sie kaum zuhörte.

Dann fuhr sie plötzlich auf und schauderte vor dem rötlichen Scheine, den die Flammen auf sein Gesicht warfen, daß es ganz blutig aussah.

Er sprach weiter von dem Glück, das sie jetzt und in der Zukunft genießen könnten, seit Camillus nicht mehr da sei.

Beim Namen „Camillus" war Therese erschreckt zusammengefahren. Es schien ihr, als sitze das Gespenst des Camillus zwischen ihr und Lorenz; beide sagten sich, daß neben ihnen ein Leichnam sitze, der sie aufmerksam anschaue und beide wagten sich nicht von der Stelle. Sie sahen sich an, und aus ihren verstörten Blicken sprach die Geschichte ihrer Visionen, dieselbe grausame Geschichte, die sie getrennt so lange durchgemacht hatten. Lorenz raffte sich mit Gewalt auf, um die Erinnerungen zu verscheuchen, und machte einige Schritte im Zimmer; er zog seine Stiefeln aus und Pantoffeln an; dann kam er wieder zur Kaminecke zurück und versuchte von gleichgültigen Dingen zu reden.

Therese begriff, was er wollte. Sie zwang sich, ihm auf seine Fragen zu antworten. Sie sprachen vom Regen und schönen Wetter; Lorenz meinte, es sei warm im Zimmer und Therese sagte, daß durch die kleine

Treppenthür frische Luft hereinkäme. Der junge Ehemann sprach von Rosen, dem Feuer, kurz Allem, was er sah; die junge Frau antwortete einsilbig, um nicht die Unterhaltung stocken zu lassen. Dabei wichen sie einander aus und thaten so, als wären sie Fremde, die irgend ein Zufall zusammen geführt hätte.

Wider Willen dachten sie bei all den alltäglichen Phrasen an Camillus und die Vergangenheit, an den Kampf in der Barke und den dumpfen Fall des Körpers ins Wasser. Sie kannten und durchschauten ihre geheimen Gedanken, und um sie nicht aussprechen zu müssen, schwiegen sie endlich. Aber selbst in diesem niederdrückenden Schweigen unterhielten sich die beiden Mörder noch stumm von ihrem Verbrechen: sie lasen die Gedanken von den Gesichtern ab. Sie hätten sich nicht besser verstehen können, auch wenn sie mit durchdringender Stimme geschrieen hätten:

„Wir haben Camillus getötet, und sein Leichnam ist da zwischen uns und macht unsere Glieder starr.“

Das lag in den Blicken des Lorenz, und Therese konnte sich nicht länger halten, laut zu sagen:

„Du hast ihn in der Morgue gesehen?“

Lorenz schien diese Frage erwartet zu haben, und sagte bloß „Ja“ mit erstickter Stimme.

„Schien er sehr gelitten zu haben?“ fragte Therese dumpf weiter.

Lorenz konnte nicht antworten. Er machte eine Bewegung des Schreckens, als wollte er eine widerliche Vision fortscheuchen. Dann stand er auf, ging nach

dem Bett zu und kam schnell wieder zurück und breitete die Arme nach Therese aus.

„Küsse mich," sagte er und hielt ihr den Nacken hin.

Therese stand blaß in ihrem Nachtgewande da und betrachtete den Hals des Mannes. Auf der weißen Haut erschien ein roter Fleck. Das Blut, das ihm ins Gesicht stieg, färbte diesen Fleck purpurrot.

„Küsse mich, küsse mich doch," rief Lorenz aus mit feuerrotem Gesicht.

Die junge Frau bog den Kopf zurück und legte die Fingerspitzen auf den Biß von Camillus' Zähnen.

„Was hast Du da?" fragte sie ihren Mann; „ich kannte diese Wunde noch nicht."

Beim Berühren der Finger Theresens wich Lorenz plötzlich zurück und stieß einen leisen Schmerzensschrei aus.

„Das kommt," stammelte er, „das ist . . ."

Er stockte, aber er war nicht im Stande zu lügen, er mußte die Wahrheit sagen, mochte er wollen oder nicht.

„Das ist von Camillus, der mich gebissen hat, weißt Du, in der Barke. Es hat nichts zu bedeuten, ist schon geheilt . . . Küsse mich, so küsse mich doch!"

Und der Unglückliche hielt ihr seinen brennenden Hals hin. Er wollte, daß Therese ihn auf die Narbe küssen sollte, das meinte er, würde die tausend Stiche, die ihm ins Fleisch drangen, fortnehmen. Therese aber rief mit größtem Abscheu aus:

„O, nein! nicht da . . . es klebt ja Blut daran.“

Sie fiel zitternd auf den niedrigen Sessel zurück und preßte ihre Hände gegen die Schläfe. Auf einmal packte Lorenz ihren Kopf mit beiden Händen und preßte mit Gewalt ihre Lippen auf die Bißwunde von Camillus. Therese stieß dumpfe Klagelaute aus, sie erstickte am Halse ihres Mannes.

Als sie sich von seinen Fingern losgemacht hatte, trocknete sie eifrig den Mund ab und spie ins Feuer, ohne ein Wort zu sagen.

Lorenz schämte sich seiner Brutalität und ging langsam zwischen dem Bett und dem Fenster hin und her. Das schreckliche Jucken und Prickeln der Wunde hatte ihn zu der Bitte an Therese getrieben, sie möge ihm den Schmerz fortküssen. Aber als ihre kalten Lippen auf der brennenden Wunde lagen, litt er noch mehr. Er sah seine Frau an, mit der er leben sollte und die vor dem Feuer zusammengekauert hockte; er wiederholte sich, daß er dies Weib nicht liebte und daß ihn dies Weib nicht liebte. Länger als eine Stunde ging Lorenz schweigend auf und ab, während Therese fröstelnd am Feuer saß.

Plötzlich glaubte Lorenz eine Hallucination zu haben. Als er sich umdrehte sah er Camillus, in einer dunklen Ecke zwischen dem Kamin und dem Spiegelschrank. Das Gesicht seines Opfer war grünlich und verzerrt, wie er es in der Morgue gesehen hatte. Festgebannt blieb er halb ohnmächtig auf dem Teppich stehen und lehnte sich gegen ein Möbel. Bei dem dumpfen Stöhnen, das er ausstieß, sah Therese empor.

„Da, da,“ sagte Lorenz mit angsterfüllter Stimme.

Mit ausgestrecktem Arm wies er auf die dunkle Ecke, in welcher er das düstere Gesicht von Camillus sah. Therese schmiegte sich, von seinem Grauen angesteckt ängstlich an ihn.

„Es ist sein Porträt,“ flüsterte sie leise, als hätte das gemalte Gesicht ihres ehemaligen Gatten sie hören können.

„Sein Porträt?“ wiederholte Lorenz, dessen Haare sich sträubten.

„Ja, Du weißt doch noch, das Gemälde, das Du gemacht hast. Meine Tante wollte es in ihrem Zimmer aufhängen von heute ab. Sie hat es vergessen, herunter zu nehmen.“

„Ganz recht, wirklich, es ist sein Porträt . .“

Der Mörder konnte noch immer nicht sein Machwerk wieder erkennen, das ihm mit verzerrtem Leichengesicht entgegengrinste. Es erinnerte ihn an die Morgue. Als er aber den Rahmen sehen konnte, beruhigte er sich ein wenig.

„Geh und nimm es herunter,“ sagte er leise zu seiner Frau.

„O, nein, ich fürchte mich,“ antwortete diese schaudernd.

Lorenz fing wieder zu zittern an. Sobald der Rahmen verschwand, sah er nur noch das Weiße der beiden Augen, die sich anhaltend auf ihn richteten.

„Ich bitte Dich,“ sagte er flehend zu seiner Gattin, „geh und nimm es ab.“

„Nein, nein.“

„Wir wollen es nach der Wand zu kehren, dann brauchen wir keine Angst mehr zu haben.“

„Nein, ich kann es nicht.“

Der Mörder schob in seiner Feigheit die junge Frau nach dem Bilde zu und versteckte sich hinter ihr, um den Blicken des Ertrunkenen zu entgehen.

Sie entwand sich ihm, und er wollte nun seinen Mut zeigen, näherte sich dem Gemälde und hob die Hand in die Höhe, um den Nagel zu suchen. Aber das Porträt sah ihn mit so vernichtenden, häßlichen und lang anhaltenden Blicken an, daß Lorenz, nachdem er innerlich gekämpft hatte, besiegt zurückwich und niedergeschlagen murmelte:

„Nein, Du hast Recht, Therese, wir können es nicht . . . Deine Tante wird es morgen herunter nehmen.“

Wieder nahm er seinen Gang durchs Zimmer auf und ließ jedesmal den Kopf sinken, wenn er am Bilde vorbeikam. Der Gedanke, daß Camillus zugegen war und ihn von der Ecke aus beobachtete, machte ihn vollends toll vor Schrecken und verzweiflungsvollem Grausen.

Ein Faktum, über das jeder andere gelächelt haben würde, ließ ihn gänzlich den Kopf verlieren. Als er sich vor dem Kamin befand, hörte er etwas scharren und kratzen. Er entfärbte sich und bildete sich ein, daß dies Scharren vom Porträt herkam, daß Camillus aus dem Rahmen herunter stiege. Dann merkte er, daß das Ge=

räusch an der kleinen Treppenthür statt fand. Er sah Therese an, die ebenfalls vor Angst verging.

„Es ist Jemand auf der Treppe," murmelte er. „Wer kann von da kommen?"

Die junge Frau gab keine Antwort. Beide dachten an den Ertränkten, und kalter Angstschweiß perlte auf ihren Schläfen. Sie flüchteten sich in den Hintergrund des Zimmers und erwarteten, daß die Thüre sich plötzlich öffnen würde und sie den Leichnam Camillus' auf den Boden fallen sehen würden.

Das Geräusch dauerte fort, hart und unregelmäßig, so daß sie dachten, ihr Opfer kratze das Holz mit seinen Krallen durch, um Einlaß zu erhalten. Fünf Minuten hindurch wagten sie es nicht, sich zu rühren. Endlich ließ sich ein Miauen vernehmen, und Lorenz erkannte näher tretend den getigerten Kater, der aus Versehen im Zimmer eingeschlossen war und jetzt versuchte hinaus zu gelangen. Fränzchen hatte Furcht vor Lorenz; mit einem Satze sprang er auf einen Stuhl und sah seinem neuen Herrn grausam und unerbittlich ins Gesicht, als wolle er auf ihn losspringen. Der junge Mann war kein Freund von Katzen, vor Franz hatte er aber beinahe Furcht. In der Aufregung seiner fieberhaften Angst glaubte er, das Tier wisse Alles und wolle Camillus rächen. Er mußte vor dem steten Blick des Tieres sein Auge niederschlagen. Es kam ihm die tolle Idee ein, daß Camillus in diesem Kater stecke und hätte ihn am liebsten getötet. Aber Franz hielt sich in kampfbereiter Stellung und beobachtete seinen Gegner in prächtiger Ruhe. Der öffnete

die Thür zum Speisesaal und der Kater entfloh unter schrecklichem Miauen.

Das Feuer im Kamin war erloschen, vor dem Therese hockte. Lorenz ging wieder im Zimmer auf und ab. So erwarteten sie den Tag. Sie dachten nicht daran, zu Bett zu gehen; ihr Fleisch und ihr Herz waren tot. Nur ein Wunsch beseelte sie, aus diesem Zimmer zu gehen, wo sie erstickten. Es war ihnen ordentlich unwohl bei dem Gedanken, dieselbe Luft zu atmen und zusammen eingeschlossen zu sein. Ihre Leidenschaft war erloschen wie das Kaminfeuer.

Endlich kam der Tag, schmutzig und fahl; die Kälte wurde empfindlich.

Als eine blaugraue Dämmerung das Zimmer erhellte, fühlte sich Lorenz, der schlotternd umherging, etwas ruhiger. Er besah das Porträt von Camillus genauer und so wie es war, alltäglich und kindisch. Lorenz zuckte die Achseln und nahm es von der Wand, wobei er auf sich selbst ungehalten war. Therese hatte mittlerweile das Bett in Unordnung gebracht, um die Tante zu täuschen; sie sollte an eine glücklich verbrachte Nacht glauben.

„Ach so,“ sagte Lorenz barsch, „ich hoffe, daß wir heute Abend schlafen werden? . . . Diese Kindereien können nicht ewig dauern . . .“

Therese sah ihn ernst und lange an.

„Du siehst doch ein,“ fuhr er fort, „daß ich mich nicht verheiratet habe, um Nachtwachen durchzumachen. . . Wir sind Kinder. . . Aber Du hast Schuld; Du hast

mich mit Deinen Leichen- und Gespenstermanieren in Verwirrung gebracht. Heute Abend sollst Du Dir Mühe geben, lustig zu sein, und mir nicht bange machen."

Er zwang sich zu einem Lachen, ohne so recht zu wissen, worüber er lachte.

„Ich werde mir Mühe geben," erwiderte die junge Frau dumpf.

So war Theresens und Lorenzens Hochzeitsnacht verstrichen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die folgenden Nächte waren noch ärger. Seitdem die Mörder zu zweien waren, graute es ihnen noch mehr als früher allein. Ihre Nerven waren so gereizt, daß sie schon zusammenschraken, wenn Einer von ihnen ein Wort sprach oder den andern nur ansah. Die nervöse, trockene Natur Theresens übte auf das sanguinische, behäbige Temperament Lorenzens einen unheilvollen Einfluß aus, weil die Nerven über das Blut zu dominieren anfingen und das Blut, wie bei jedem Individuum, auf das Gehirn einwirkte. Seine Ruhe und sanguinische Behaglichkeit waren dahin, an ihre Stelle trat zuerst völliges Gleichgewicht des Bluts und der Nerven, jener Zustand, der als der vollkommenste anzusehen ist, der aber leider nicht lange dauerte. Nach diesem Hochgenuß traten die Nerven ihre Herrschaft an und verursachten ihm Beklemmungen, die Körper und Geist lähmten.

Jetzt fing er an vor einem dunkeln Schatten zu zittern wie ein feiges Kind. Alles schlug auf seine Nerven. Die Schlaflosigkeit war geradezu unerträglich, da sie

mit Hallucinationen verbunden war. Es war eine ewige Höllenqual, in der er sich wand.

Seine Reue war eine rein physische. Nur sein Körper, seine gereizten Nerven und das zitternde Fleisch hatten Furcht vor dem Ertränkten. Sein Gewissen hatte mit dem Grausen, das ihn erfüllte nichts, zu thun; er spürte nicht das geringste Bedauern, Camillus getötet zu haben. Wenn er ruhig war, wenn das Gespenst nicht da war, hätte er wiederum den Mord begangen, wofern er geglaubt hätte, sein Interesse fordere es. Am Tage verspottete er sich auch wohl seiner Angst wegen und nahm sich vor, stark zu sein; wenn aber die Nacht herabsank, überkam ihn wieder die kindische Furcht, die er dem Einfluß Theresens zuschrieb. Es war eine Art Mörderkrankheit, überall das bleiche Gesicht des Gemeuchelten auftauchen zu sehen.

Auch Therese litt, aber in anderer Weise. Sie hatte schon als Kind von zehn Jahren Nervenstörungen gehabt, die zum Teil ihren Grund in der verkehrten Krankenstubenerziehung hatten. All dies angesammelte Material war bei der Berührung mit Lorenz lebendig geworden und hatte einen fieberhaften Zustand erzeugt der mit krankhaftem Stumpfsinn abwechselte. Sie trieb dem Wahnsinn in die Arme. Gewissensbisse und Reue quälten sie, ohne daß sie es sich eingestehen mochte. Sie hätte sich vor dem Gespenst ihres ersten Mannes auf die Knie werfen und es um Gnade anflehen mögen.

Die ersten Nächte gingen sie gar nicht zu Bett,

sondern wachten am Kamin, ohne sich anzurühren; überall sahen sie Camillus. Am Tage ruhten sie aus, so gut es gehen wollte. Doch bald übermannte sie die Müdigkeit so sehr, daß sie sich eines Nachts angekleidet ins Bett legten und zu schlafen versuchten. Es war ihnen, als trenne sie der Leichnam des Ertränkten. —

Zuerst sprachen sie nicht von ihrer gemeinschaftlichen Furcht; dann aber machte Lorenz seiner Frau Vorwürfe, die eigentlich mehr ihm galten.

„Ja, ja," stotterte er dann, „ich sehe es wohl, Du hast Furcht vor Camillus . . . Wie dumm Du bist; Du hast nicht die mindeste Courage. Na, schlafe nur ruhig. Glaubst Du vielleicht, daß Dein erster Mann kommen und Dich an den Füßen fortziehen wird? . . ."

Bei diesem Gedanken, der Ertränkte könne sie bei den Füßen packen, sträubten sich seine Haare, doch fuhr er heftig fort:

„Ich werde Dich noch auf den Kirchhof führen müssen des Nachts . . . Wir wollen dann sein Grab aufmachen und da sollst Du sehen, nichts als Verwesung! Dann wirst Du vielleicht nicht mehr Grauen empfinden . . . Na, er wird es keinem sagen, daß wir ihn ins Wasser geworfen haben."

Therese zog sich die Decke über den Kopf und stieß dumpfe Klagelaute aus. Sie fühlte sich nicht als Gattin von Lorenz, auch nicht als Witwe, sondern als Weib des Ertränkten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Auf die kalten Nächte der Eheleute folgten leidenschaftlichere, ohne daß sie ihnen Befriedigung gewährt hätten. Ueberall grinste ihnen Camillus entgegen, dessen Bild sich in jeden Genuß einmischte und jede Freude störte. Was sollte aus einem solchen Zustande werden?!

* * *

Die Donnerstagssoireen bekamen wieder ihren heitern Anstrich seit der Hochzeit, wie der alte Michaud es gehofft hatte, als er die Verbindung der jungen Leute betrieb. Seit dem Tode des Camillus waren die Abende ziemlich trübe verflossen, man fühlte sich den Thränen der Alten gegenüber geniert und fürchtete, daß die geselligen Zusammenkünfte bald aufhören würden. Jetzt aber machten Grivet und Michaud wieder ihre alten Schwänke und erzählten die alten Anekdoten wie zu Camillus' Lebzeiten, an den übrigens mit keiner Silbe weiter gedacht wurde. Man kam

nicht mehr her, um angeblich Madame Raquin und die schweigsame Therese zu trösten, sondern um sich zu unterhalten und Domino zu spielen. Therese, welche diese Leute von jeher nicht hatte ausstehen können, sprach davon, sie zu verabschieden; aber Lorenz war damit nicht einverstanden, er machte ihr begreiflich, daß alles im alten Geleise weiter gehen und man sich namentlich mit den Polizeibeamten gutstehen müßte, diesen Dummköpfen, die ihn gegen jeden Verdacht sicherten.

* * *

Das Leben der beiden Ehegatten floß am Tage ruhig dahin. Morgens fühlte sich Lorenz erst wohl, wenn er im Speisezimmer Madame Raquin gegenüber saß. Therese schenkte ihm eine große Tasse Kaffee ein, wozu er riesige Stücke gerösteten Weißbrots vertilgte und einen Kognak drauf setzte. Das brachte ihn wieder auf die Beine. Er nahm seinen Hut, sagte zu den Frauen: „Bis heute Abend!“, ohne sie zu küssen, und ging langsam und gemächlich seinem Bureau zu. Der Weg dahin auf den Kais, die murmelnde Seine entlang, war namentlich im Frühling für ihn ein Hochgenuß. Im Bureau brachte er die Zeit mit Gähnen und Eindruseln hin und damit, auf die Stunde des Bureauschlusses zu warten. Der einzige Gedanke, den er hatte — wodurch er sich von den andern Bureaubeamten unterschied, die gewöhnlich an nichts denken — war der, seine Entlassung einzureichen und sich ein Atelier zu mieten. In süßen Träumen an

künftiges Nichtsthun verbrachte er die Gegenwart, ohne etwas Nennenswertes zu thun. An Camillus, an den Laden in der Passage dachte er kaum. Und wie sehnlich er auch die Schlußzeit erwartet hatte, so ging er doch mit Bedauern aus dem Bureau, und mochte er auch noch so langsam über die Kais einhergehen, das falbe Grün der Bäume betrachten oder auf das Gewoge des Flusses lauschen, schließlich kam er doch wieder an dem Laden an und ein Grauen ergriff ihn wieder.

Auch Therese fühlte sich wohler, wenn sie ihren Mann nicht sah. Vormittags wirtschaftete sie mit Besen und Staubtuch umher; sie hatte die Aufwartefrau abgelohnt, weil es ihr ein Bedürfnis war, die Hände thätig zu regen und zu arbeiten. Dann besorgte sie das Mittagessen, bei dem sie für Madame Raquin in der kindlichsten Weise sorgte, da diese sich nicht viel rühren konnte. Nach dem Essen saß sie hinter dem Ladentisch in einer möglichst dunkeln Ecke und ruhte von den Schrecken der Nacht und der Arbeit des Vormittags aus. Das waren ihre schönsten, köstlichsten Stunden, die nur selten durch einen eintretenden Kunden gestört wurden, der bald bedient war.

Ab und zu warf sie einen Blick in die schmutzige Passage, die ihr namentlich bei schlechtem Wetter sehr sympathisch vorkam. Die armen durchnäßten Teufel, die vorüber eilten und deren Regenschirme auf den Fliesen der Passage abtröpfelten, waren ein wohlthuender Anblick für sie. An Camillus dachte sie in diesen Stunden nie.

Manchmal kam auch Susanne des Nachmittags und setzte sich mit ihrer Stickerei zu ihr hinter den Ladentisch; Therese hatte die kränkliche, halb schon der Auflösung nahe Frau gern, um ihres matten Lächelns willen, das schon den Kirchhof ahnen ließ.

Vier Stunden blieb Therese nachmittags für sich oder mit Susanne am Ladentisch, dann begab sie sich wieder in die Küche und suchte die Zerstreuung der Arbeit. Sie bereitete das Mittagessen für Lorenz mit fieberhafter Eile. Und sobald ihr Mann auf der Schwelle erschien, schnürte sich ihre Brust zusammen und ihr ganzes Wesen war wieder von Angst gelähmt.

Derartige Empfindungen hatten die Eheleute fast alle Tage. Wenn sie sich nicht sahen, während des Tages, genossen sie köstliche Stunden der Ruhe und Erholung; am Abend, wenn sie beisammen waren, überfiel sie Zittern und Zagen.

War Madame Raquin zugegen, so war ihre Lage noch erträglich; man plauderte von Vernon und andern Dingen und Lorenz suchte stets diese Familienunterhaltung so lange als möglich auszudehnen.

An den Donnerstagssoiréen konnten sie sich noch besser betäuben, deshalb erwarteten sie dieselben mit Sehnsucht; selbst Therese war bald so sehr mit ihnen ausgesöhnt, daß sie, falls Michaud und Grivet nicht gekommen wären, dieselben hätte holen lassen. Vor den Augen andrer zeigten sie sich möglichst aufgeweckt und heiter und Lorenz sogar oft plump-schäckerhaft. Noch

nie war es bei den Empfangsabenden so geräuschvoll und munter zugegangen.

* * *

Madame Raquin wurde nach und nach von einer Lähmung heimgesucht, die sie in nicht zu ferner Zeit hülflos an den Sessel fesseln mußte. Die arme Alte konnte nur noch halbe Sätze hervorstottern, die kaum verständlich waren; ihre Stimme wurde schwächer und die Glieder starben allmählich ab. Therese und Lorenz sahen mit Schrecken dieses Wesen dahinsiechen, das sie trennte und deren Stimme soviel dazu beitrug, ihre bösen Träume zu verscheuchen. Wenn die alte Händlerin nicht mehr da sein oder doch nur als sinnloses Geschöpf im Sessel sitzen würde, wären sie allein und ihr Grauen würde statt um zwölf Uhr nachts um sechs Uhr abends bereits beginnen.

Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, Madame Raquins Gesundheit, die ihnen teuer war, zu erhalten. Sie ließen Aerzte kommen, thaten Alles, was sie ihr an den Augen absehen konnten, und waren unermüdlich in ihrem Eifer.

Madame Raquin fühlte sich wohlthuend von der Sorgfalt, mit der man sie pflegte, berührt. Unter Thränen wünschte sie sich Glück, die jungen Leute zusammengebracht und ihnen ihre vierzigtausend Frank überlassen zu haben. Nie hätte sie geglaubt, daß solche kindliche Liebe noch ihre letzten Tage verschönern werde. Sie fühlte kaum noch die unerbittliche Paralysis, die mit jedem Tage ihre Glieder steifer machte.

Obwohl die Aufregung der grausigen Nächte ihre Spuren deutlich genug auf den Gesichtern der Gatten zurückließ, waren sie doch vor der Welt so ruhig und liebenswürdig mit einander, daß Grivet sie scherzweise „die Turteltäubchen“ nannte.

„Sind Die aber glücklich, dieses Liebespärchen!“ sagte oft der alte Michaud. „Ich wette, sie fressen sich noch vor lauter Liebe auf, wenn wir nicht da sind.“

Und das war die allgemeine Meinung. Beide wurden als eheliches Muster hingestellt. Sie selbst aber sprachen nicht von ihrer Qual, da man sie sonst für verrückt gehalten hätte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nach Verlauf von vier Monaten dachte Lorenz daran, aus seiner Verheiratung den Nutzen zu ziehen, den er sich davon versprochen hatte Er würde seine Frau schon drei Tage nach der Hochzeit verlassen und dem Gespenste Camillus' entflohen sein, wenn ihn nicht sein Interesse an den Laden der Passage fest gehalten hätte; er wollte die Ernte seines Verbrechens halten. Wenn er Therese verließ, so wäre er wieder in dürftigen Verhältnissen und gezwungen, sein Amt zu behalten; wenn er bei ihr blieb, konnte er im Gegenteil herrlich und in Freuden leben, ohne etwas zu thun, von den Renten der Madame Raquin, die diese auf Therese übertragen hatte.

Man darf annehmen, daß er sich mit den vierzigtausend Frank würde aus dem Staube gemacht haben, wenn er sie nur in die Hände bekommen hätte; aber die Kurzwarenhändlerin war auf Anraten Michauds so vorsichtig gewesen, in dem Kontrakt die Interessen ihrer Nichte zu wahren. So war denn Lorenz durch ein mächtiges Band an Therese gefesselt.

Zur Entschädigung für seine entsetzlichen Nächte wollte er wenigstens ein bequemes Leben führen, gut essen und trinken, sich nobel kleiden und das notwendige Kleingeld in der Tasche haben, um sich nichts abgehen zu lassen.

Das war der Preis um den er es über sich gewann, beim Leichnam des Ertränkten auszuharren.

Eines Tages teilte er Madame Raquin und seiner Frau mit, daß er seine Entlassung gegeben und nach vierzehn Tagen das Bureau verlassen werde.

Therese sah verdrießlich und sauer drein. Er beeilte sich ihnen gleichzeitig mitzuteilen, daß er ein kleines Atelier mieten wolle, in dem er wieder Malerei zu treiben beabsichtigte. Das Bureauleben sei so langweilig, die Kunst eröffne ihm dagegen ganz andere Gesichtskreise; er hatte doch jetzt einige Groschen und wollte daher versuchen, ob ihm kein Erfolg blühen werde.

Therese hatte die Lippen zugekniffen und antwortete nicht; es war nicht ihre Absicht, sich von Lorenz ihr kleines Vermögen, das ihre Freiheit sicherte, abschwatzen zu lassen. Als ihr Mann in sie drang und um ihre Einwilligung bat, gab sie ihm zu verstehen, daß er nichts mehr verdienen würde, wenn er das Bureau quittierte. Während Therese sprach, sah sie Lorenz mit so durchbohrenden Blicken an, daß sie verwirrt schwieg; sie schien aus seinen Blicken den Gedanken zu lesen:

„Ich sage Alles, wenn Du nicht Deine Einwilligung giebst!“

Madame Raquin rief nun aus, daß das Begehren ihres lieben Schwiegersohns ganz gerechtfertigt sei und

daß man ihm die Mittel gewähren müsse, sein Talent zu erproben.

Die gute Frau verhätschelte Lorenz, wie sie es mit Camillus gethan hatte. Die Liebkosungen, mit denen der junge Mann sie überhäufte, hatten sie zu seinen Gunsten gestimmt, so daß sie ihm alles zu Willen that.

So wurde denn beschlossen, daß der Künstler ein Atelier mieten und monatlich hundert Frank erhalten sollte für die verschiedenen Ausgaben, die er zu machen hatte. Das Budget der Familie wurde in folgender Weise festgestellt: Die Einkünfte aus dem Kurzwarenhandel reichten für Laden- und Wohnungsmiete aus und es blieb sogar noch ein gutes Stück Geld für den täglichen Haushalt übrig; Lorenz sollte die Ateliermiete und seine hundert Frank monatlich von den zweitausend Frank Rente nehmen; der Rest dieser Renten floß in die allgemeine Kasse.

Auf diese Weise machte man es möglich, nicht das Kapital anzugreifen.

Therese beruhigte sich ein wenig. Sie ließ sich von ihrem Manne das feierliche Versprechen geben, niemals die ihm ausgesetzte Summe zu überschreiten. Im übrigen sagte sie sich, daß Lorenz ohne ihre Unterschrift nicht in den Besitz des Kapitals gelangen konnte, und sie nahm sich fest vor, nichts zu unterschreiben.

Gleich am nächsten Tage mietete Lorenz unten am Ende der Rue Mazarine ein kleines Atelier, auf das er schon lange sein Augenmerk gerichtet hatte. Er wollte sein Amt nicht verlassen, ohne einen Zufluchtsort zu

haben, wo er ruhig seine Tage zubringen konnte, fern von Therese.

Als die vierzehn Tage um waren, nahm er von seinen Collegen Abschied. Grivet war ganz erstaunt über seinen Abgang. Ein junger Mann, sagte er, der eine so schöne Zukunft vor sich hatte, ein junger Mann, der in vier Jahren dahin gekommen war und dasselbe Gehalt bezog wie er, Grivet, in zwanzig!

Noch mehr setzte ihn Lorenz durch die Mitteilung in Staunen, daß er sich fortan gänzlich der Malerei widmen wolle.

Der Künstler richtete sich demnächst in seinem Atelier ein. Diese Kunstwerkstatt war eine Art von Bodenstübchen im Quadrat, ungefähr fünf bis sechs Fuß lang und breit; die Decke, die eine bedeutende Neigung zeigte, war von einem breiten Oberlichtfenster durchbrochen, durch das ein helles blendendes Licht auf den Fußboden und die schwärzlichen Wände fiel. Der Straßenlärm drang nicht bis zu diesen hohen Regionen hinauf.

Lorenz möblierte diese „Bude" so gut oder schlecht es ging: zwei zerfetzte Strohsessel, einen etwas wackligen Tisch, den er an die Wand stellte, damit er fest stand ein altes Küchenrepositorium brachte er aus der Wohnung in der Passage, dazu kam noch sein Malkasten und seine alte Staffelei. Der einzige Luxusgegenstand war ein geräumiger Divan, den er für dreißig Frank bei einem Tröbler gekauft hatte.

Die ersten vierzehn Tage dachte er nicht daran, den Pinsel anzurühren. Er kam zwischen acht und neun Uhr an, rauchte, legte sich auf den Divan, wartete bis

zwölf Uhr und ging dann frühstücken, innerlich froh darüber, noch den langen Nachmittag vor sich zu haben.

Rasch kehrte er wieder zurück, um allein zu sein und nicht länger Theresens bleiches Gesicht zu sehen. Alsdann hielt er eine Verdauungssiesta, schlief und wälzte sich bis zum Abend herum. Sein Atelier war für ihn ein Ruhegemach, in das er niemand einließ, selbst seine Frau nicht, als sie ihn bat, ihr sein Atelier zu zeigen.

Einmal kam sie trotz seines Verbotes und klopfte an die Thür, er aber öffnete nicht und sagte ihr am Abend, daß er den Tag über im Louvre-Museum gewesen sei.

Schließlich wurde das Nichtsthun ihm aber doch langweilig. Er kaufte Leinwand und Farben und machte sich ans Werk. Da er nicht Geld genug hatte, um Modelle zu bezahlen, so entschloß er sich, „aus dem Kopfe“ zu malen, ohne sich um die Natur zu kümmern. Zuerst fing er an, Köpfe zu zeichnen.

Uebrigens sperrte er sich nicht immer so ein; er arbeitete vielleicht jeden Morgen zwei bis drei Stunden und bummelte des Nachmittags hierhin und dahin, in Paris sowohl wie in der Umgegend.

Bei einem dieser langen Spaziergänge begegnete er vor dem Institut seinem alten Studienfreunde, der inzwischen im Salon einen recht netten Erfolg durch Vermittelung seiner Kameraden gehabt hatte.

„Wie, Du bist's!“ rief der Maler. „Ach, mein armer Lorenz, ich würde Dich nie wieder erkannt haben. Du bist magerer geworden.“

„Ich habe mich verheiratet,“ antwortete Lorenz verlegen.

„Verheiratet, Du? Dann wundert's mich nicht, Dich so verändert zu finden. ... Und was treibst Du denn jetzt?“

„Ich habe mir ein kleines Atelier gemietet; ich male ein bischen des Morgens.“

Lorenz erzählte in wenig Worten von seiner Heirat und setzte ihm dann seine Zukunftspläne mit aufgeregter Stimme auseinander. Der Maler maß ihn erstaunt mit seinen Blicken, was Lorenz in Verwirrung brachte. Der Maler kannte in Wahrheit den Mann Theresens nicht wieder, wenn er an den behäbigen und gewöhnlichen Menschen dachte, als den er ihn früher gekannt hatte. Lorenz schien nobler auszusehn; das Gesicht war magerer und blässer geworden, die Haltung des ganzen Körpers zeigte von Würde und Gewandtheit.

„Du bist ein hübscher Kerl geworden,“ konnte er sich nicht enthalten auszurufen; „Du siehst wie ein Diplomat aus. Das ist alles so fein und vornehm. Wer hat Dich das gelehrt?“

„Willst Du nicht einen Augenblick mit in mein Atelier kommen?“ fragte ihn Lorenz nach Beantwortung einiger Fragen, die er ausweichend beantwortet hatte.

„Gern,“ antwortete der Maler.

Er war neugierig, das Atelier seines alten Kameraden zu sehen, und stieg die fünf Treppen mit ihm hinauf, um die neuen Werke Lorenzens zu sehen, die ihm sicherlich Uebelkeit verursachen würden.

Wie erstaunt war er aber, als er einen Blick auf die fünf Studien geworfen hatte, die an der Wand hingen. Es waren zwei Frauen- und drei Männerköpfe, die mit sichtlicher Energie gemalt waren. Der Künstler besah sie genau und konnte sich gar nicht von seinem Staunen erholen.

„Hast Du das gemacht?“ fragte er Lorenz.

„Jawohl,“ antwortete dieser. „Es sind Skizzen, die mir als Vorstudien zu einem großen Gemälde dienen sollen, das ich vorbereite.“

„Höre mal, mach' mir nichts vor! Hast Du wirklich diese Dinger da selbst gemalt?“

„Ja doch! Warum sollte ich sie nicht selbst gemalt haben?“

Der Maler wagte nicht, ihm die Antwort zu geben:

„Weil das Künstlerleistungen sind und Du nie etwas anderes zu Stande gebracht hast, als elende Anstreicherarbeit.“

Lange blieb er schweigend vor den Studien stehen. Gewiß, dieselben waren linkisch, aber sie zeugten von so origineller Auffassung in Wiedergabe des Charakters, daß man sie als das Resultat eines gut entwickelten künstlerischen Sinnes ansehen mußte. Man hätte sie erlebte

Malerei nennen mögen. Noch nie hatte der Maler Skizzen seines Freundes gesehen, die zu so hohen Hoffnungen berechtigten. Als er die Bilder lange genug betrachtet hatte, wandte er sich zu Lorenz:

„Na, offen gestanden," sagte er zu ihm, „ich hätte Dir nicht die Fähigkeit zugetraut, so zu malen. Wo Teufel hast Du es gelernt, Talent zu kriegen? Das lernt man sonst doch nicht."

Er hatte keine Ahnung von dem schrecklichen Stoß, der diesen Menschen umgewandelt und Frauennerven in ihm entwickelt hatte mit heftigen und zarten Empfindungen. Ohne Zweifel hatte sich in dem Organismus des Mörders von Camillus ein merkwürdiges Phänomen offenbart. Es ist schwierig für die Analyse, in solche geistigen Abgründe hinabzutauchen.

Lorenz war vielleicht Künstler geworden, wie er furchtsam und graulig geworden war, infolge der großen Nervenstörung, die seinen Körper und Geist mitgenommen hatte. Früher wallte das Blut schwerfällig in seinen Adern, und die kernige Gesundheit machte ihn plump und grobfühlig. Jetzt war er mager und feinfühlig geworden, unstät und lebhaft packenden Empfindungen eines nervösen Temperaments zugänglich. In dem Leben voller Schreckgebilde, daß er führte, hatte sein Denken sich zur Phantasie erhoben und reichte bis zur Ekstase des Genies heran. Die in gewissem Sinne moralische Krankheit, die Nervenverstimmung, die sein ganzes Wesen durchdrang, entwickelte in ihm ein artistisches Gefühl, dessen Feinheit sofort in die Augen

fiel. Seitdem er einen Totschlag begangen hatte, war sein Gehirn wie umgewandelt und hatte seinem Denken einen weitern Horizont gegeben, so daß sein Geist bedeutende Schöpfungen ahnte und poetische Träumereien seinen Sinn umgaukelten. Und auf dieselbe Weise, wie seine Manieren eleganter geworden waren, war auch sein künstlerisches Schaffen wie mit einem Schlage lebendig und wahr, und damit schön geworden.*)

Sein Freund gab sich keine Mühe, das Entstehen dieser Kunstleistungen weiter zu verfolgen und sich zu erklären. Erstaunt wandte er sich zum Fortgehen, warf zuvor aber noch einen letzten Blick auf die Bilder und sagte zu Lorenz:

„Ich habe nur Eins daran auszusetzen, nämlich, daß alle Deine Studien eine Familienähnlichkeit haben. Diese fünf Köpfe sehen einander ähnlich. Selbst die Frauen haben in ihrer Physiognomie eine gewisse Schroffheit, die ihnen das Aussehen von verkleideten Männern giebt . . . Du wirst begreifen, daß Du einige von diesen Gesichtern ändern mußt, wenn Du ein Gemälde nach diesen Skizzen anfertigen willst. Deine Personen können doch nicht alle Geschwister sein; man würde darüber lachen."

Er ging aus dem Atelier und bemerkte noch lachend im Hausflur:

---

*) A. d. Uebers. Wer etwas von Kunst und Künstlertum versteht, wird nicht ohne affirmatives Interesse diese physiologische Motivirung der überraschenden Kunstleistung von Lorenz lesen. Sie ist eines Lotze oder Beneke würdig.

„Faktisch, mein Alter, es freut mich, Dich gesehen zu haben. Von jetzt ab glaube ich an Wunder ... Gütiger Himmel: Du bist ein ganzer Kerl!“

Er ging die Treppe hinunter, und Lorenz kehrte gedankenvoll in sein Atelier zurück. Daß alle seine Studienköpfe denselben Ausdruck hatten, war ihm schon selbst aufgefallen, und je länger er sie jetzt betrachtete, um so mehr wurde es ihm zur Gewißheit.

„Er hat Recht,“ murmelte er, „sie sehen einander alle ähnlich — sie gleichen alle — Camillus.“

Er trat zurück und setzte sich auf den Divan, ohne die Augen von den Studienköpfen wenden zu können, die alle in irgend einer Weise an das Gesicht des von ihm Ertränkten erinnerten; auch sahen alle leidend und erschrocken aus, als wären sie von demselben Angstgefühl beseelt. Er hatte Camillus zu lange in der Morgue betrachtet. Seine Hand konnte nicht anders, sie zeichnete stets die Züge des Ermordeten, die sich ihm unauslöschlich eingeprägt hatten und die er jede Nacht noch vor sich sah in gräßlicher Deutlichkeit.

Er versuchte, Zeichnungen auf die Leinwand zu werfen, Engel, Krieger, Jungfrauen, Madonnen. Alle ähnelten Camillus; selbst Tiere, die er zeichnete, Katzen und Hunde, hatten eine entfernte Aehnlichkeit mit demselben.

Da ergriff ihn eine blinde Wut. Er zerriß die

Leinwand und nahm sich vor, nichts mehr zu malen, denn über seine Werke, wo alle Personen sich ähnlich sahen, konnte man nur lachen. Wenn er ruhig in seiner Werkstatt leben wollte, durfte er nicht wieder den Pinsel anrühren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Krisis, mit der Madame Raquins Gesundheitszustand bedroht war, kam zum Ausbruch. Die Lähmung, die mehrere Monate hindurch ihre Glieder entlang gekrochen war, war auf die Brust gefallen und machte sie unfähig zu sprechen oder sich zu bewegen. Sie konnte ihre Kinder nur mit angsterfüllten Blicken anschauen, wenn diese sie nach ihren Leiden fragten. Sie war nur noch ein halb lebendiger Leichnam, der hören und sehen konnte, aber nichts zu sprechen im Stande war. Dieser Umschlag brachte die jungen Gatten zur Verzweiflung, weniger deshalb, weil sie sich um die Leiden der Alten viel kümmerten, sondern weil sie nun gezwungen waren, allein zu sein auch in Gegenwart der stummen Frau.

Ihr Leben wurde immer unerträglicher. Abends setzten sie die Alte gewöhnlich in den vollen Schein der Lampe, um wenigstens ihr bleiches Gesicht sehen zu können, und wenn die arme Frau dann einnickte, machten sie Geräusch, um sie zu wecken und die Beruhigung zu haben, in ein waches Auge zu sehen. So diente sie ihnen zur Zerstreuung für ihre bösen Träume.

Morgens brachte Lorenz sie in ihren Sessel und abends wieder zu ihrem Bett zurück; Therese kleidete die Hülflose an, gab ihr die Speisen in den Mund und suchte ihre Wünsche von ihren Augen abzulesen.

Madame Raquin konnte einige Tage noch die Hände bewegen und auf einer Schiefertafel das, was sie wollte, niederschreiben. . Dann starben auch ihre Hände ab, so daß es ihr unmöglich war, dieselben in die Höhe zu heben, oder einen Bleistift zu halten. Von da ab stand ihr nur noch die Sprache der Augen zu Gebote. Therese war eine gute Krankenpflegerin, fand sie doch für Geist und Körper eine Beschäftigung, die ihr not- und wohlthat.

Wenn Therese im Laden und Lorenz in seinem Atelier war, blieb die Gelähmte allein im Eßsaal zurück, also vor acht Uhr morgens bis zwölf und nach dem Frühstück bis sechs Uhr. Doch kam ihre Nichte oft hinauf zu ihr, leistete ihr Hülfe und sah nach, ob ihr etwas fehlte. Die Freunde der Familie fanden das Verhalten der Eheleute dieser armen alten Frau gegenüber für musterhaft und über jedes Lob erhaben.

Die Donnerstagsabende fanden wie gewöhnlich statt und die hülflose Frau wohnte ihnen bei, mit offenen Augen die Gäste musternd, die in der ersten Zeit ihr gegenüber in eine gewisse Verlegenheit gerieten, da sie anfangs nicht wußten, welchen Ton sie ihr gegenüber anschlagen sollten. Sollte man sich mit dieser stummen Person beschäftigen, sie bedauern, oder sich gar nicht um sie kümmern? Allmählich kamen sie auf den Gedanken,

Madame Raquin so zu behandeln, als wenn nichts vorgefallen wäre, und sie stellten sich, als wüßten sie nichts von ihrem Zustande. Sie legten ihr Fragen vor, die sie sich selbst beantworteten und sprachen zu ihr wie zu einer Statue oder wie kleine Kinder es mit ihren Puppen zu thun pflegen.

Michaud und Grivet waren stolz auf dieses prächtige Auskunftsmittel. Auf diese Weise glaubten sie einen Beweis ihrer Höflichkeit abzulegen, und außerdem brauchten sie nicht die üblichen Beileidsbezeugungen anzubringen. Madame Raquin mußte sich geschmeichelt fühlen über eine Behandlung, die zur Voraussetzung hatte, daß sie gesund sei, und die Gäste konnten sich ohne Skrupel ihrer gewöhnlichen Heiterkeit überlassen.

Grivet hatte die Manier, zu glauben, er wisse vollkommen, was Madame Raquin wolle, wenn er ihr ins Auge sehe. Nur schade, daß er sich jedesmal täuschte. Oft unterbrach er die Dominopartie, sah die Gelähmte an, die ruhig dem Spiel zuschaute, und erklärte, sie verlange dies oder jenes. Wenn die Probe gemacht wurde, stellte es sich heraus, daß Madame Raquin überhaupt gar nichts wollte oder doch etwas ganz anderes. Das hinderte Grivet aber nicht, triumphierend auszurufen: „Na, sagte ich's nicht?“ und bald darauf begann dasselbe Spiel. Wenn die Alte etwas wirklich wünschte, sagte jeder der Gäste einen Gegenstand, den sie vielleicht haben wollte. Und auch dann machte sich Grivet durch seine geringe Findigkeit bemerkbar. Trotzdem aber meinte er:

„Ich für meinen Teil lese in ihren Augen wie in einem Buche. Seht, jetzt sagt sie zu mir, daß ich Recht habe. . . Nicht wahr, werte Frau? . . . Ja, ja.“

Uebrigens war es nicht leicht, die Wünsche der armen Alten zu erraten; Therese allein vermochte es. Ihre Vernunft erschien ungetrübt, nur konnte sie keine Bewegung mehr machen, nicht mehr durch die Stimme ihren Gedanken Ausdruck verleihen. Ihre Ideen erstickten vielleicht. Ihr Geist war wie ein aus Versehen beerdigter Scheintoter, der nachts im Grabe aufwacht und sich zwei bis drei Meter unterm Erdboden befindet, dann schreit, um sich schlägt, während man oben über ihn hinwegschreitet, ohne sein gräßliches Wehgeheul zu vernehmen.

Doch Madame Raquin fühlte sich glücklich, glücklich durch die Sorgfalt und Zuneigung ihrer lieben Kinder. So ihre letzten Tage zu verleben, war immer ihr Gedanke gewesen; langsam zu sterben unter Liebkosungen ergebener Seelen. Sicherlich, nur die Sprache hätte sie haben wollen, um ihren Freunden zu danken, die ihr behülflich waren, in Frieden zu sterben. Aber sie nahm ihren Zustand ohne Murren hin; das friedliche und zurückgezogene Leben, das sie stets geführt hatte, die Milde und Weichheit ihres Charakters schwächten das Gefühl ihres Leidens ab. Sie war wieder ein Kind geworden und verbrachte ihre Tage ohne Langeweile, in tiefem Nachsinnen über die Vergangenheit, so daß ihr schließlich dieser Zustand behagte und zum Genuß ward.

So lebte sie friedlich dahin in Erwartung des Todes, den sie für die Erlösung von ihrem Leiden ansah. Ein anderes Leid, glaubte sie, könne sie nicht mehr treffen.

Sie hatte sich getäuscht. Eines Abends schmetterte ein schrecklicher Schlag sie nieder.

Therese und Lorenz hatten nämlich einmal gänzlich vergessen, daß die Alte zugegen war und sie hören konnte. In dem Wahnsinn ihrer Hallucinationen hatten sie Camillus gesehen und versucht, ihn zu verscheuchen. Dabei stießen sie unzusammenhängende Worte aus, dann ganze Sätze, und wider ihren Willen wurde der Alten das ganze Sachverhältnis klar, das Verbrechen enthüllt.

Die arme Frau erhielt durch diese schreckliche Gewißheit einen solchen Stoß, daß sie nahe daran war, aufzuspringen und zu schreien. Dann versank sie wieder in ihre eiserne Starrheit. Die einen Augenblick wieder erwachte Sensibilität verschwand und ließ sie in hülfloserem erschöpfterem Zustande zurück, als früher. Ihre sonst so sanften Augen waren hart und streng geworden.

Die entsetzliche Wahrheit war wie ein Blitzstrahl in dies ruhige Leben gefallen und hatte es zur Verzweiflung gebracht, die um so ergreifender erschien, als sie stumm blieb. Ihre Zunge war wie von Stein und konnte nicht der innerlichen Qual und Entrüstung, die sie durchzuckte, Ausdruck geben. Ihr ganzes Leben schien ihr verfehlt, all ihre Zärtlichkeit und Güte, an

Nichtswürdige verschwendet, waren mit Füßen getreten. Am Ende ihres glücklichen Daseins schrie eine Stimme in ihr: Alles ist Lüge und Verbrechen! Sie kam sich wie ein großes Kind vor, das man mit Leichtigkeit täuschen konnte, und Gott hatte es zugelassen! Jetzt blieb ihr weiter nichts als der Tod, es gab keine Liebe, es gab keine Freundschaft, keine Dankbarkeit. Nichts existierte als Mord und Wollust. Immer hallte es in ihrem Innern wieder: „Meine Kinder sind es, die mein Kind umgebracht haben!“ Dicke Thränen rollten über ihr Gesicht, Zeugen ihres herzzerreißenden Kummers und ihrer unaussprechlichen Verzweiflung. Nur ihre Augen schluchzten, die Züge ihres Gesichts blieben starr, starr auch die Runzeln, durch welche die Thränen einzeln herniederrollten, ein ergreifendes Bild der Trauer.

Therese wurde von furchtsamem Mitleid ergriffen.

„Wir müssen sie zu Bett bringen,“ sagte sie zu Lorenz und wies auf ihre Tante.

Lorenz rollte rasch die Gelähmte in ihr Schlafzimmer. Dann bückte er sich, um sie in seine Arme zu nehmen. In diesem Augenblick durchzuckte die alte Frau eine Hoffnung, daß sie im Stande sein werde sich zu bewegen. Sie machte eine übermenschliche Anstrengung hierzu. Gott konnte nicht zugeben, daß Lorenz sie an seine Brust drückte, sie rechnete darauf, daß ein Blitz ihn niederschmettern würde bei dieser monströsen Frechheit. Aber ihre Anstrengung war vergeblich, und der Himmel hielt seinen Donner zurück. Sie wurde von dem Mörder ergriffen, aufgehoben und

wie ein Pack Wäsche davongetragen. Ihr Haupt ruhte auf der Schulter des Mannes, der ihren Sohn Camillus umgebracht hatte, und sie sah ihn mit großen schreckerfüllten Augen an.

„Na, na, sieh mich nur gehörig an,“ murmelte er, „Du wirst mich nicht mit den Augen verschlingen.“

Und roh warf er sie aufs Bett, wo die Hülflose ohnmächtig liegen blieb. Ihr letzter Gedanke war Abscheu und Schreck gewesen. Mußte sie doch von nun an jeden Morgen und Abend die unmenschliche Umarmung des Mörders erdulden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nur eine grausige Krisis hatte die Gatten zum Sprechen bewegen können in Gegenwart der alten Frau. Sie waren weder grausam noch so wenig vorsichtig, um nicht zu wissen, daß eine solche Enthüllung ihre Sicherheit in hohem Grade gefährdete.

Am nächsten Donnerstag waren sie ganz besonders ängstlich. Therese fragte Lorenz, ob er es für klug halte, die Gelähmte während des Abends im Eßsaal zu lassen. Sie wußte Alles und konnte deshalb Alarm schlagen.

„Pah!" antwortete Lorenz, „es ist ihr unmöglich, den kleinen Finger zu bewegen. Wie sollte sie da schwatzen?"

„Vielleicht findet sie ein Mittel, sich verständlich zu machen," meinte Therese. „Seit dem bewußten Abende lese ich in ihren Augen Unversöhnlichkeit."

„Nein, siehst Du, der Arzt hat mir gesagt, daß es mit ihr aus ist. Wenn sie noch einmal spricht, so geschieht dies nur im letzten Röcheln der Todesangst . .

Sie wird's nicht lange mehr machen, sei überzeugt! Es wäre dumm, unser Gewissen damit zu belasten und sie nicht mehr an dieser Abendgesellschaft teil nehmen zu lassen . . ."

Therese überlief es eiskalt.

„Du hast mich nicht verstanden," rief sie. „O, Du hast Recht, es ist Blut genug vergossen. Ich wollte nur sagen, daß wir meine Tante in ihr Zimmer schließen und sagen könnten, sie sei kränker geworden und schlafe."

„Ganz recht," erwiderte Lorenz, „damit dieser Dummkopf von Michaud ohne weiteres in das Schlafzimmer läuft, um seine alte Freundin zu besuchen . . Das wäre eine herrliche Art, uns Blöße zu geben."

Er stockte, wollte sich ruhig zeigen, aber die Angst packte ihn derart, daß er stotterte.

„Es ist besser, den Sachen ihren Lauf zu lassen," fuhr er fort. „Diese Leute sind dumm wie die Gänse; sie werden auf die stumme Verzweiflung der Alten sicherlich nicht acht geben. Und wenn auch, so werden sie doch nichts ahnen. Haben wir das einmal überstanden, dann können wir für die Folge ruhig sein . . . Du sollst sehen, Alles geht gut."

Als am Abend die Gäste erschienen waren, hatte Madame Raquin ihren gewöhnlichen Platz inne zwischen dem Ofen und dem Tisch. Lorenz und Therese stellten sich recht aufgeräumt und warteten mit Angst auf den Zwischenfall, der nicht ausbleiben konnte. Sie hatten den Lampenschirm so tief gezogen, daß nur das Wachstuch des Tisches beleuchtet war.

Die Gäste sprachen von banalen und alltäglichen Dingen, bevor sie die erste Dominopartie entrierten. Grivet und Michaud verfehlten nicht, an die Gelähmte einige Fragen zu richten, die sich in zufriedenstellendster Weise selbst beantworteten, und dann vertiefte man sich ins Spiel.

Seitdem Madame Raquin das schreckliche Geheimnis wußte, hatte sie fieberhaft diesen Abend erwartet. Sie hatte ihre letzten Kräfte zusammengenommen, um die Schuldigen anzugeben. Bis zum letzten Augenblick fürchtete sie, nicht zur Versammlung zugelassen zu werden; sie dachte, daß Lorenz sie beiseite schieben oder gar töten könne. Als sie aber da blieb und den Gästen gegenüber saß, durchströmte sie eine jähe Freude, der Gedanke, ihren Sohn rächen zu können. Da ihre Zunge tot war, versuchte sie ihre rechte Hand mit riesiger Willenskraft zu galvanisieren und es gelang ihr, sie vom Knie, wo sie gewöhnlich kraftlos lag, nach und nach am Fuße des Tisches entlang bis auf den Tisch zu bringen. Hier bewegte sie schwach die Finger, als wollte sie die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Als die Spieler die tote Hand auf dem Wachstuch des Tisches sahen, waren sie höchlichst überrascht. Grivet, der gerade triumphierend eine Doppelsechs ansetzen wollte, hielt in diesem Augenblick mit ausgestrecktem Arme an, und Michaud rief: „He, sehen Sie doch, Therese, Frau Raquin bewegt die Finger. . . Sie wünscht jedenfalls etwas . . .“

Therese konnte nicht antworten; sie hatte wie Lorenz

die Anstrengung der Paralysierten verfolgt und sah auf die bleiche Hand ihrer Tante, die im grellen Schein der Lampe dalag, wie eine Rächerhand, die sprechen will. Die beiden Schuldbewußten hielten den Atem an, um nicht keuchen zu müssen.

„Du lieber Gott, ja," sagte Grivet, „Sie wünscht etwas . . . O, wir verstehen uns beide ganz gut. . . Sie will Domino mitspielen . . . Nicht wahr? . . ."

Madame Raquin machte ein Zeichen der Verneinung. Sie streckte einen Finger aus und ballte die andern mit unsäglicher Mühe zusammen und fing an, Buchstaben auf den Tisch zu schreiben. Kaum hatte sie einige Züge gemacht, als Grivet von neuem siegesgewiß ausrief:

„Ich weiß schon: sie sagt, daß ich gut daran thue, die doppelte Sechs anzusetzen."

Die Hülflose warf einen schrecklichen Blick auf den alten Beamten und fing das Wort, das sie schreiben wollte, wieder an. Aber Grivet unterbrach sie jeden Augenblick und erklärte, es sei unnütz, er wisse schon, was sie wolle, und brachte dann eine Albernheit vor Michaud legte ihm schließlich Schweigen auf.

„Was Teufel! lassen Sie doch Madame Raquin sprechen," sagte er. „Schreiben Sie nur, meine alte Freundin."

Er sah gespannt auf die Wachsleinwand, als wenn er gehorcht hätte. Aber die Finger der Gelähmten wurden müde, sie hatten ein Wort mehr als zehnmal wieder anfangen müssen, und jetzt zeichnete sie dies Wort nur noch mit Schnörkeln nach rechts und nach links.

Michaud und Olivier bückten sich darüber und konnten es nicht lesen, so daß die Alte immer wieder die ersten Buchstaben hinmalen mußte.

„Ach so," rief auf einmal Olivier, „diesmal habe ich's gelesen . . . Sie hat soeben Ihren Namen geschrieben, Therese . . . Sehen Sie nur: „**Therese und** . . ." Schreiben Sie fort, verehrte Frau!"

Therese hätte beinahe laut aufgeschrieen vor Angst. Es war ihr, als schrieben die Finger der Tante das Geständnis ihres Verbrechens mit feuriger Schrift. Lorenz stand ungeduldig auf; er hielt alles für verloren.

Madame Raquin schrieb noch immer, doch wurde sie sichtlich matter.

„Schön! ich lese es ganz deutlich," fuhr Olivier fort und sah die Gatten an. „Ihre Tante schreibt Ihre beiden Namen: „**Therese und Lorenz** . . ."

Die alte Dame machte ein Zeichen der Bejahung und warf den Mördern vernichtende Blicke zu. Dann wollte sie weiter fortfahren, aber ihre Finger waren steif geworden, die beharrliche Willenskraft, die sie galvanisirte, war ihr entflohen, und langsam fühlte sie die Lähmung wieder von ihrem Arm Besitz ergreifen. Sie beeilte sich und schrieb rasch noch ein Wort.

Der alte Michaud las laut:

„**Therese und Lorenz haben** . . ."

Und Olivier fragte:

„Was haben Ihre lieben Kinder?"

Die Mörder waren dem Wahnsinn nahe und schon

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Seit zwei Monaten war die Abneigung der Eheleute in Groll und Haß übergegangen. Die ursprüngliche Leidenschaft war längst verraucht, und in mitten des sie nächtlicher Weile entsetzenden Spuks hatte sich die Liebe in Furcht verwandelt, in ein Grauen, das selbst die glühendsten Küsse nicht verdrängen konnten.

Einer war dem Andern im Wege; waren sie fern von einander, so fühlten sie sich noch erträglich glücklich; zusammen lastete ein ungeheures Gewicht auf ihnen, das sie zu ersticken drohte; ihre Lippen kniffen sie zusammen und aus den haßerfüllten Blicken, die sie sich zuschleuderten, sprach der Gedanke an Mord.

Sie waren voller Verzweiflung, ihr Leben durch das Verbrechen so elend gemacht zu haben. Das Uebel war unheilbar, und Einer schob die Schuld dem Andern zu. Daher der Zorn und der Haß. Eine Zukunft voller Schmerzen lag vor ihnen.

Jeden Abend gab es Zank und Streit. Man konnte sagen, die Beiden zogen die Gelegenheit dazu

an den Haaren herbei, um ihr Blut in Wallung zu bringen und ihre schlaffen Nerven aufzuregen.

Um ein Nichts erhob sich ein Sturm von Schimpfwörtern. Ein zu heißer Teller, ein offenes Fenster, eine einfache Bemerkung genügte oft sie zu wahren Wutausbrüchen zu treiben. Und in der Hitze des Zungengefechts warfen sie sich stets die Geschichten vom Ertränkten an den Kopf; dann kannten sie sich kaum mehr vor Raserei und es wurde ihnen grün und gelb vor den Augen. Das waren schreckliche Szenen von Schluchzen, Stößen, Zetern und schmachvollen Brutalitäten begleitet. Schließlich wurden diese Zänkereien ihnen zum Bedürfnis; sie betäubten ihre Nerven damit und konnten dann besser verdauen und schlafen.

Madame Raquin war Zeuge dieser unwürdigen Auftritte. Sie hörte Alles, ohne zu zucken, war doch ihr Körper tot! Ihr Martyrium war ein beispiellos gräßliches. Nicht der geringfügigste Umstand, keine einzelne Thatsache, die dem Morde ihres Sohnes vorangegangen und gefolgt war, blieb ihr erspart. Das waren also die schmutzigen Verbrecher, welche sie ihre „lieben Kinder" genannt hatte!

Manchmal wurde Therese von Reue ergriffen, wenn sie die bleiche Larve der alten Frau sah, aus deren Augen schweigend große Thränen tropften. Sie zeigte ihre Tante dem Manne und beschwor ihn zu schweigen.

„Ei, laß doch!" rief er dann brutal, „Du weißt ganz gut, daß die Alte uns nicht an den Galgen bringt ... Thut es mir nicht gerade so leid wie ihr? He? . . .

Wir haben ihr Geld und brauchen uns nicht vor ihr zu genieren."

Manchmal regte sich jedoch auch Mitleid in seiner Brust, aber die Feigheit war stärker als dies Mitleid. Er bedurfte der Gegenwart der Alten, um sich gegen die Hallucinationen und den Spuk zu schützen.

Eines Abends fand Lorenz, der einen Vorwand suchte, um Streit anzufangen, daß das Wasser in der Karaffe lau warm sei. Lauwarmes Wasser erregte ihm Uebelkeit, sagte er, er wolle frisches haben.

„Ich habe mir kein Eis besorgen können," antwortete Therese trocken.

„Schön, dann kann ich nicht trinken," versetzte Lorenz.

„Das Wasser ist ausgezeichnet," gab Therese zurück.

„Es ist warm und hat einen schlammigen Geschmack. Man möchte meinen, es sei Flußwasser."

Therese wiederholte:

„Flußwasser . . ."

Und sie brach in Schluchzen aus. Eine Ideenverbindung hatte in ihrem Geiste stattgefunden.

„Warum weinst Du?" fragte Lorenz, der die Antwort erbleichend voraus wußte.

„Ich weine," schluchzte die junge Frau, „weil . . Du weißt es wohl . . . O, mein Gott! mein Gott! Du allein hast ihn umgebracht!"

„Du lügst!“ schrie der Mörder heftig, „gestehe es, daß Du lügst ... Wenn ich ihn in die Seine geworfen habe, so geschah es, weil Du mich zu diesen Morde getrieben hast.“

„Ich! Ich!“

„Ja, Du! ... Stelle Dich nicht so unwissend und zwinge mich nicht, Dir mit Gewalt die Wahrheit herauszulocken. Ich will haben, daß Du Dein Verbrechen gestehst.“

„Aber ich habe doch nicht Camillus ertränkt.“

„Doch, tausendmal ja, Du gerade! ... O, thu nur nicht so, als wärst Du erstaunt, und hättest alles vergessen. Warte, ich will Deine Erinnerung ein bischen auffrischen.“

Er stand vom Tisch auf, beugte sich nach der jungen Frau hin und schrie ihr, feuerrot im Gesicht, zu:

„Du warst am Uferrande, erinnere Dich nur, und ich sagte ganz leise zu Dir: „Ich werde ihn ins Wasser werfen.“ Da warst Du damit einverstanden und kamst in die Barke ... Du weißt ganz gut, daß Du mit mir ihn gemeuchelt hast.“

„Das ist nicht wahr ... Ich war toll, ich wußte nicht recht, was ich that, aber nie habe ich ihn töten wollen. Du allein hast das Verbrechen begangen.“

Dieses Leugnen verursachte Lorenz Seelenpein. Die Idee, eine Komlice zu haben, erleichterte sein Gewissen und beruhigte seine Angst.

Er ging aufgeregt im Zimmer umher, von den durchbohrenden Blicken der Alten gefolgt.

„Ach, die Elende, die Erbärmliche!“ stammelte er, „sie will mich noch verrückt machen . . . He! bist Du nicht eines Abends zu mir in mein Stübchen gekommen wie eine Prostituierte? hast mich da mit Deinen Liebkosungen betrunken gemacht, um mich zu bewegen, Dich von Deinem Mann zu befreien? Er gefiel Dir nicht, er sah Dir zu sehr wie ein krankes Kind aus, sagtest Du ja damals, als ich Dich hier eben besuchte . . . Drei Jahre sind's her. Habe ich vielleicht das damals erdacht? War ich etwa ein Schurke? Ich lebte ruhig als ehrlicher Mann und that keinem etwas zu Leide. Ich konnte keine Fliege tot drücken.“

„Du hast Camillus umgebracht,“ wiederholte Therese mit einer Hartnäckigkeit, die Lorenz ganz außer sich brachte.

„Nein, Du bist's, ich sage Dir, Du bist's,“ versetzte er mit schrecklichem Tone. „Höre, bringe mich nicht auf, das könnte Dir übel bekommen . . . Wie, Unglückliche! Du weißt nichts mehr davon? Du hast mich mit Deinen Rendezvous im Zimmer dort und Deiner unsinnigen Liebe so weit gebracht. Gestehe, daß Du alles schlau angelegt hattest, daß Du Camillus haßtest und Du schon lange auf Deinen Tod sanst. Du hast mich nur zum Geliebten genommen, nm mich gegen ihn aufzuhetzen und ihn zu vernichten.“

„Das ist nicht wahr . . . Was Du da sagst, ist ungeheuerlich . . . Du hast kein Recht, mir meine

Schwäche vorzuwerfen. Ich kann wie Du sagen, daß ich eine anständige Frau war, bevor ich Dich kennen lernte. Wenn ich Dich verrückt gemacht habe, so hast Du mich ebenfalls verrückt gemacht. Wir wollen uns lieber nicht zanken, Lorenz, verstehst Du mich? . . . Ich könnte Dir sonst noch mancherlei vorwerfen."

„Was könntest Du mir dann noch vorwerfen?"

„Nichts, gar nichts . . . Du hast Dir meine Hingebung zu Nutzen gemacht . . . Du hast mein Lebensglück zerstört. Alles das vergebe ich Dir . . . Aber beschuldige mich um Gotteswillen nicht, Camillus gemordet zu haben. Behalte Dein Verbrechen für Dich und bürde mir nicht noch mehr Elend auf!"

Lorenz hob die Hand auf, um Therese ins Gesicht zu schlagen.

„Schlage mich nur, das ist mir viel lieber," setzte sie hinzu, „dann werde ich nicht soviel ausstehen."

Sie reichte ihm ihre Wange hin. Er hielt an sich, nahm einen Stuhl und setzte sich an ihre Seite.

„Höre," sagte er in einem erzwungenen ruhigen Tone, „es ist eine Feigheit von Dir, Deinen Anteil am Verbrechen zurückzuweisen. Du weißt am besten, daß wir es gemeinschaftlich begangen haben, daß Du ebenso schuldig bist wie ich. Wenn Du unschuldig wärest, würdest Du nicht eingewilligt haben, mich zu heiraten. Und willst Du noch einen Beweis? Ich will zum kaiserlichen Prokurator gehen und Du wirst sehen, ob wir mit einander verurteilt werden."

„Die Menschen mögen mich vielleicht verurteilen, aber Camillus weiß, daß Du Alles gethan hast . . . Er quält mich nicht so des Nachts, wie er Dich quält.“

„Camillus läßt mich vollständig in Ruhe,“ sagte Lorenz bleich und zitternd, „Du siehst ihn beständig in Deinen Nachtmaren, so daß Du aufschreien mußt.“

„Sage das nicht,“ rief die junge Frau zornig, „ich habe nicht geschrien, ich habe nicht das Gespenst kommen sehen. O, ich begreife, Du willst es von Dir ab= und mir zuweisen . . . Ich bin unschuldig, ich habe nichts gethan! . . .“

Dies war fast immer das Ende ihrer Zänkereien: der Leichnam des Ertränkten.

Die gelähmte Alte ließ sie nicht aus den Augen, als Lorenz mit seiner breiten Hand ausholte, um Therese zu schlagen, leuchtete eine jähe Freude aus ihren Augen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Im weitern Leben der Eheleute kam eine Phase zum Vorschein: Theresens Reue, die größtenteils auf egoistischer Basis ruhte, aber doch eine Art moralischer Sühne war. Wohl zehnmal des Tages behelligte sie die Alte mit ihren Selbstanklagen und Bitten um Verzeihung. Sie umarmte dann die gelähmte Frau, und da diese ihren Abscheu nur mit den Augen ausdrücken konnte, überredete sich Therese bald, daß sie ihr wirklich verziehen habe. Es lag eine Art weichlicher Wollust und nervenkitzelnder Hingebung in diesem zur Hälfte geheuchelten Schmerze, in diesen egoistischen Thränen.

Lorenz machte ihr über diese neue Heuchelei Vorwürfe, wenn sie ihn aufforderte, sich zu bessern und wie sie ein reuiges Leben zu führen als Strafe für ihr Verbrechen.

„Pah,“ sagte dann wohl Lorenz rücksichtslos, „sage was Du willst! Ich weiß, Du bist verteufelt gewandt! Weine, wenn Dich das zerstreuen kann; aber, bitte, laß mich mit Deinen Thränen ungeschoren.“

„Ach, Du bist schlecht, Du schlägst meinen Rat in den Wind und willst nichts von Reue wissen. Und doch bist Du feige, denn Du hast Camillus hinterrücks ergriffen.“

„Willst Du damit sagen, daß ich allein der schuldige Teil bin?“

„Nein, das sage ich nicht. Ich bin vielleicht schuldiger als Du. Ich hätte meinen Mann aus Deinen Händen retten müssen.“

Um Lorenz zu ärgern, begann sie ihren ersten Mann zu loben und namentlich in Gegenwart der empört zuhörenden Alten herauszustreichen. Sie hätte ihn wahrhaft geliebt, und wenn sie ihn vielleicht auch bei seinen Lebzeiten nicht genug lieb gehabt hätte, so komme dies Gefühl jetzt noch mit um so größerer Innigkeit. Wie eine Schwester, so hätte sie ihn geliebt. Und alle diese Reden wurden nach Weiberart von einem reichlichen Thränenstrom begleitet.

Lorenz ward wütend. Alles Gute, was er über sein Opfer sprechen hörte, klang ihm wie persönliche Beleidigung.

Was ihn aber außer sich brachte und zu Gewaltthaten hinreißen konnte, war die Parallele, welche die Witwe des Ertränkten nicht verfehlte, zwischen ihrem ersten und zweiten Mann zu ziehen, natürlich ganz zu Gunsten des erstern.

„Na ja,“ rief sie, „er war besser als Du; ich würde es lieber sehen, er lebte noch, und Du lägst an seiner Stelle in der Erde.“

Lorenz zuckte anfangs die Achseln.

„Ich liebte ihn vielleicht nicht so, als ich sollte,“ fuhr sie mit frischen Kräften weiter fort, „aber jetzt liebe ich ihn, und Dich hasse ich. Dich! Du Mörder!..

„Wirst Du schweigen!“ heulte Lorenz.

„Und er, er ist ein Opfer, ein redlicher Mann, den ein Schuft umgebracht hat. O, ich habe keine Furcht vor Dir. . . Du weißt selbst, daß Du ein miserabler, brutaler Mensch bist, ohne Herz und Gemüt. Wie soll ich Dich lieben, da Camillus' Blut an Dir klebt, um Rache schreit? Camillus hatte zarte Rücksichten für mich, ich wäre im Stande, Dich zu töten, könnte ich ihn dadurch wieder ins Leben zurück rufen.“

„Wirst Du wohl schweigen, Elende!“

„Warum sollte ich schweigen? Ich spreche ja die Wahrheit. Ich möchte Vergebung mir um den Preis Deines Blutes erkaufen. Ach, wie groß ist doch mein Leiden! . . . Mein Fehler war's, daß dieser Verruchte meinen Mann umgebracht hat . . . Ich werde hingehen eines Nachts und die Erde, unter der er ruht, küssen. Das soll mein höchster, letzter Genuß sein.“

Lorenz, halb toll gemacht durch die Schilderungen, die Therese ihm machte, stürzte sich auf sie, warf sie zu Boden und kniete auf sie, die Faust zum Schlage gehoben.

„Recht so,“ schrie sie, „schlage mich doch gleich tot . . . Niemals hat Camillus die Hand gegen mich erhoben, aber Du, Du bist ein Scheusal.“

Durch diese Worte gereizt, schüttelte Lorenz sie voll Wut und schlug sie braun und blau mit seiner festen Faust. Zu wiederholten Malen hätte er sie beinahe erwürgt. Therese genoß eine herbe Wollust, so geprügelt zu werden; sie ließ es willig geschehen, ja bot sich dar und provozierte ihren Mann, damit er sie noch mehr schlüge. Das war auch so ein Mittel gegen das Kreuz und Leid ihres Lebens; sie konnte nachts besser schlafen, wenn sie abends wieder weich verklopft worden war. Madame Raquin empfand ein wahres Behagen, wenn Lorenz so ihre Nichte auf dem Boden herumschleifte und ihren Leib mit Fußtritten traktierte.

Das Dasein des Meuchelmörders war entsetzlich, seitdem Therese die teuflische Idee gefaßt hatte, Reue zu heucheln und Camillus ganz laut zu beklagen. Camillus war Theresens erstes und letztes Wort. Der geringste Umstand diente zum Vorwurf: Camillus machte dies, Camillus that das, Camillus hatte solche Eigenschaften, Camillus liebte auf die Weise, kurz, Camillus allerwegen. Therese strengte ihre ganze Bosheit dazu an, diese Tortur, die sie Lorenz durchmachen ließ um sich zu rächen, empfindlicher und grausam zu machen. Sie erzählte allerlei Kleinigkeiten aus ihrem Jugendleben und sprach von dem Ertränkten bei jeder Beziehung, die das tägliche Leben darbot.

Der Leichnam, der schon im Hause heimlich spukte und umging, wurde dadurch offen eingeführt. Er setzte sich, streckte sich aufs Bett und nahm die Möbel in Gebrauch. Lorenz konnte keine Gabel anrühren keine Bürste oder sonst etwas, ohne daß Therese ihm bemerkte, daß

Camillus das vor ihm berührt hätte. Bei diesen fortwährenden Vergleichen mit Camillus und der Notwendigkeit, sich derselben Dinge, wie Camillus, bedienen zu müssen, hätte Lorenz aus der Haut fahren mögen. Alsdann stürzte er sich auf seine Frau, um ihr den Mund zu stopfen, um nicht mehr die Worte hören zu müssen, die ihn rasend machten. Alle ihre Zänkereien endigten mit Schlägen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So ging es einen Tag wie den andern. Einmal hatte Madame Raquin beschlossen, ihrer Seelenqual ein Ende zu machen und sich jeglicher Nahrung zu enthalten. Doch Therese flößte ihr dieselbe gewaltsam ein, und so lebte sie weiter ihr Scheinleben.

Die Kundschaft wurde schlecht bedient und blieb allmählich ganz aus. Nur Susanne leistete manchmal der jungen Frau Gesellschaft. Lorenz langweilte sich zum Sterben, wenn er sich nicht mit dem Spuck herumschlug. Einen Pinsel rührte er nicht wieder an, seitdem er Camillus' Konterfei stets wie mit dämonischer Macht zu zeichnen gezwungen war. Er stellte den Malkasten in die Ecke und überließ sich der unbeschränktesten Faulheit, die aber auch ihre sehr unangenehmen Seiten hatte, nämlich drückende Langeweile.

Am Nachmittage fragte er sich ängstlich, was er anfangen sollte und stand eine Viertelstunde auf dem Trottoir der Mazarin-Straße, um zwischen den verschiedenen Zerstreuungen, die ihm einfielen, eine zu wählen. Gewöhnlich ging er nicht in sein Atelier hinauf, son-

dern schleuderte die Rue Guenegaud entlang zu den Quais hinunter, um an der Seine spazieren zu gehen. Morgens lungerte er rauchend auf dem Divan seines Ateliers und nachmittags spazierte er die Quais entlang: das war seine tägliche Beschäftigung seit Monaten. Nur schade, daß er keine Befriedigung in diesem müssigen Treiben fand, das er sich schon früher ausgemalt hatte und um dessentwillen er vor dem Morde nicht zurückgebebt war. Grade im Gegenteil, die Faulheit schärfte seine Leiden und seine Verzweiflung. Seine einzige Erholung bestand abends darin, seine Frau zu schlagen, die ihn dann auch wohl blutig kratzte und es namentlich auf die Narbe der Bißwunde des Camillus abgesehen hatte, die sich noch immer am Halse zeigte.

Den Kater Fränzchen hatte Lorenz in barbarischer Weise getötet, indem er ihn in einem seiner Delirien gegen die gegenüberliegende große Mauer warf. Er glaubte, einen Mitwisser seines Geheimnisses hiermit aus der Welt geschafft zu haben.

Therese hatte allmählich ihre Büßerrolle aufgegeben und eine andre Zerstreuung gesucht. Sie ging jetzt viel aus, wohl vier- bis fünfmal in der Woche, so daß Lorenz nicht wußte, was er davon denken sollte. Suchte sie draußen vielleicht einen Vertrauten, um ihm ihr gemeinschaftliches Geheimnis zu verraten? Zweimal schon war er ihr gefolgt, hatte sie aber dann im Straßengewühl verloren. So legte er sich dann von neuem auf die Lauer, von der fixen Idee geplagt, Therese sinne Verrat.

* * *

Eines Morgens hatte sich Lorenz, anstatt in sein Atelier hinaufzuklettern, bei einem Weinwirt festgesetzt, der grade über der Passage in der Rue Guénégaud seine Wirtschaft hatte. Von dort aus konnte er die Personen sehen, die auf dem Trottoir der Rue Mazarine vorübergingen.

Er lauerte auf Therese, denn am vergangenen Abend hatte die junge Frau gesagt, daß sie zeitig ausgehen und jedenfalls erst spät abends wieder heimkehren werde.

Lorenz wartete eine gute halbe Stunde, da er wußte, daß seine Frau hier vorbei kommen mußte. Schon dachte er, daß sie vielleicht doch auf der Seite der Rue de Seine die Passage verlassen haben könnte, als er Therese eilig vorbei gehen sah. Sie hatte helle Kleider an und trug wie ein Mädchen so kokett ihr langes Schleppkleid, sah die Männer herausfordernd an und hob ihr Kleid vorn so hoch auf, daß ein Teil ihrer Beine sichtbar war, ihre Schnürstiefelchen und weißen Strümpfe. Sie ging die Rue Mazarine hinunter. Lorenz folgte ihr.

Das Wetter war mild, die junge Frau schritt langsam einher mit etwas zurückgelegtem Kopf, von dem die Haare auf den Rücken hernieder fluteten. Die Männer, die sie von vorn angesehen hatten, drehten sich um und sahen ihr nach. Sie schlug den Weg nach der Rue de l'Ecole-de-Medicine ein. Lorenz dachte erschreckt daran, daß dort sich ein Polizeibureau befand, wohin seine Frau wahrscheinlich ging, um ihn anzuzeigen. An

der Ecke stand ein Polizeisergeant, auf den seine Frau zuzugehen schien, so daß er sich geschwind in eine Thürnische versteckte. Therese ging jedoch an dem Sergeanten in ihrer nonchalanten schamlosen Weise vorüber, und er schlich ihr in Todesängsten nach.

Auf einmal richtete Therese ihre Schritte auf ein Café und setzte sich inmitten einer Gruppe von Frauenzimmern und Studenten an einen der Tische, die auf dem Trottoir standen. Vertraulich schüttelte sie fast allen Gästen die Hand und ließ sich dann ein Glas Absinth bringen.

Sie schien sich hier behaglich zu fühlen und plauderte mit einem jungen blonden Mann, der auf sie ohne Zweifel schon einige Zeit gewartet hatte. Zwei Mädchen lehnten sich über den Tisch, an dem sie saß, und duzten sie mit ihrer heisern Stimme. Um sie herum rauchten die Frauenzimmer Cigaretten, die Männer umarmten dieselben auf offener Straße vor den Augen der Passanten, die sich darnach nicht einmal umsahen.

Zoten und lautes Lachen drangen bis zu Lorenz, der auf der andern Seite des Platzes unbeweglich in einer Thür stehen geblieben war.

Als Therese ihr Glas Absinth geleert hatte, stand sie auf, nahm den Arm des jungen Blondins, und beide gingen die Rue de la Harpe hinunter. Lorenz folgte ihnen bis zur Rue Saint-André-des-Arcs und sah sie dort in ein Hotel garni eintreten. Er blieb mitten auf dem Straßendamm stehen und betrachtete die Fassade des Hauses. Seine Frau kam einen Augenblick an einem

der offenen Fenster der zweiten Etage zum Vorschein, und Lorenz glaubte zu sehen, daß der junge Blondin ihre Taille umfaßt hatte. Dann schloß sie das Fenster.

Lorenz begriff die Situation und ging, ohne länger zu warten, beruhigt und fast heiter von dannen.

„Bah," sagte er zu sich und schlenderte den Quais zu, „es ist besser so. Auf diese Weise hat sie eine Beschäftigung und kommt nicht auf schlimme Gedanken... Sie ist doch verteufelt geriebener als ich."

Als Lorenz abends wieder nach Hause kam, nahm er sich vor, von seiner Frau einige tausend Franken zu verlangen, und daß er alle Hebel in Bewegung setzen wollte, um sie zu erhalten. Denn er hatte den Entschluß gefaßt, sich ebenfalls der Ausschweifung zu ergeben, was bekanntlich Geld kostete.

Als Therese ankam, spielte er den Angenehmen und sagte kein Wort von seiner Spionage am Morgen. Sie war ein wenig angeheitert und ihre Kleider dufteten nach Tabak und Liqueur. Ihr Auge war umwölkt und sie schwankte ein wenig beim Gehen.

Schweigend nahm man die Mahlzeit ein; Therese aß nichts. Beim Dessert verlangte Lorenz ohne weiteres fünftausend Frank.

„Nein," antwortete sie trocken. „Wenn ich Dir freien Willen ließe, so würdest Du uns bald arm machen..."

„Einerlei, ich will Geld."

Nach langem Sträuben ihrerseits brachte eine Anspielung, die er auf ihr jetziges Treiben machte, sowie

die Drohung, aufs nächste Polizeiamt zu gehen und Alles einzugestehen, Therese dahin, ihm einen Gutschein auszufertigen über fünftausend Frank, die er bei einem Bankier erheben konnte.

Sobald Lorenz Geld im Beutel hatte, betrank er sich, machte Mädchenbekanntschaften und stürzte sich in den Strudel eines rauschenden Lebens. Er blieb oft nachts von Hause fort, schlief am Tage, lief die Nächte herum und suchte starke Aufregungen, um der Wirklichkeit zu entfliehen. Aber selbst inmitten des trunkenen Lärms, der ihn umgab, fühlte er die schreckliche Leere seines Innern, und auch durch den Trunk und die Ausschweifungen konnte er sein nagendes Gewissen nicht betäuben. Zu Hause war er unwirsch und gewaltthätiger denn je.

Auch Therese führte einen Monat hindurch dasselbe Leben wie Lorenz; einmal bekamen sich die Gatten vier Tage lang nicht zu Gesicht. Dann wieder hatten sie moralische Anwandlungen, und beide fühlten, daß es so nicht weiter gehen könne. Selbst durch die gröbsten Genüsse konnten sie nicht Vergessenheit erkaufen, und die überreizten Nerven verlangten Ruhe. So blieben sie denn schließlich zu Hause und lebten wie Gefangene zusammen, aber ihr Haß ward zu rasender Wut.

Die Zänkereien des Abends fingen wieder an, und Püffe sowie Zetergeschrei gab's auch am Tage. Zum Haß gesellte sich Mißtrauen, und das Mißtrauen machte sie vollends verrückt.

Sie hatten Furcht vor einander und hatten sich in den Kopf gesetzt, daß sie sich gegenseitig anzeigen wollten.

Zwar kam es nie dazu, aber jedes Wort, jede Bewegung des Einen wurde vom Andern in diesem Sinne gedeutet. Dann setzte es Hiebe oder auch Bitten.

Zuerst schrien sie einander in diesem Zorne zu, sie würden auf die Polizei gehen und alles ans Licht bringen; dann aber überlief sie ein Schauer und sie gelobten sich unter bittern Thränen Schweigen.

Mehr als zwanzigmal gingen sie bis zur Thür des Polizeikommissariats, stets aber hielten sie es für geratener, noch ein Weilchen zu warten, nachdem sie sich gehörig ausgeschimpft hatten oder durch dringende Bitten einander von dem Vorhaben abgebracht hatten.

Sie spionierten sich gegenseitig aus. Lorenz verließ nicht mehr die Wohnung in der Passage, und Therese ließ ihn nicht mehr allein ausgehen. Ihr Verdacht und die Furcht vor Denunziation brachten sie einander näher und vereinigten sie in widerlicher Intimität. Niemals hatten sie seit ihrer Heirat in so enger Verbindung gelebt und niemals so viel Leiden ausgestanden. Aber trotz der Qualen, die sie sich bereiteten, ließen sie sich nicht aus den Augen und wollten lieber die bittersten Schmerzen erdulden, als sich auch nur für eine Stunde trennen. Wenn Therese in den Laden hinabging, folgte Lorenz ihr, aus Furcht, sie könne mit einem Kunden plaudern; wenn Lorenz vor der Thüre stand und die Leute beobachtete, die durch die Passage gingen, stellte sich Therese neben ihn, um sich zu überzeugen, daß er mit keinem sprach. Wenn am Donnerstag Abend die Gäste da waren, warfen die Mörder sich

flehende Blicke zu und hörten mit Schrecken auf die Worte, die jeder von ihnen sprach.

Ein solcher Kriegszustand konnte nicht länger dauern. Therese und Lorenz kamen zu der Ueberzeugung, daß nur ein neues Verbrechen die Konsequenzen des ersten wieder gut machen könne. Einer von ihnen mußte beseitigt werden, damit der andere in Ruhe leben könne.

Dieser Gedankengang kam ihnen zu gleicher Zeit, von einander unabhängig. Beide fühlten die Notwendigkeit einer Trennung und zwar einer Trennung auf ewig. Der Mordgedanke, den sie nicht los werden konnten, schien ihnen die natürliche Konsequenz von dem Morde des Camillus. Es war das einzige Mittel zur Rettung. Lorenz entschloß sich, Therese umzubringen, weil sie ihm im Wege war, ihn mit einem einzigen Worte verderben konnte und ihm unerträgliche Leiden verursachte; Therese faßte denselben Entschluß aus denselben Gründen.

Als sie soweit gekommen waren, trafen sie ihre Vorkehrungen, ohne viel nach den Folgen eines so begangenen Verbrechens zu fragen. Sie fühlten nur das Bedürfnis, sich aus der Welt zu schaffen, und sahen gar nicht den Widerspruch ein, der darin lag, die Guillotine zu riskieren durch Begehung eines neuen Verbrechens, um das ältere zu vertuschen. Vielleicht dachten sie daran, zu fliehen, nachdem sie das Kapital flüssig gemacht, um mit dem Gelde in der Fremde leben zu können.

Um das Schicksal der Frau Raquin kümmerten sie sich nicht.

Lorenz hatte vor einigen Wochen einen alten Schulfreund getroffen, der jetzt Assistent bei einem berühmten Chemiker war, der sich viel mit Toxikologie beschäftigte. Dieser Kamerad hatte ihn mit in sein Laboratorium genommen, wo er arbeitete, und hatte ihm die Apparate erklärt und die Droguen genannt. Darunter war auch Blausäure gewesen, über deren schreckliche Wirkungen der junge Assistent ihn belehrt hatte: sie wirke blitzähnlich und hinterlasse wenig Spuren. Dies war das Gift, dessen er bedurfte. Am nächsten Tage besuchte er seinen Freund wieder, und als dieser der Rücken gedreht hatte, entwendete er das kleine Steingutfläschchen.

Am selben Abend machte Therese sich die Abwesenheit ihres Mannes zu Nutze, um ein größeres Küchenmesser scharf schleifen zu lassen, mit dem der Zucker geschlagen zu werden pflegte. Dies Messer versteckte sie in einer Ecke des Büffets.

Dreißigstes Kapitel.

Am nächsten Donnerstag war die Soiree bei den Raquins, wie die Gäste immer noch den Haushalt ihrer Wirte zu nennen fortfuhren, ungemein heiter und belebt. Sie dehnte sich bis halb zwölf Uhr aus. Grivet erklärte beim Abschied, daß er noch nie so angenehme Stunden verlebt hätte.

Susanne war guter Hoffnung und sprach die ganze Zeit über von ihren Leiden und Freuden. Therese schien mit großem Interesse zuzuhören und nickte ab und zu mit dem Kopfe. Lorenz lauschte den Erzählungen des alten Michaud und Oliviers, die nicht müde wurden, allerlei Kriminalgeschichten vorzutragen; zwischenein gelang es Grivet hin und wieder, ein Wort hineinzuschieben. Uebrigens erzählten sie gut und so, daß es Hand und Fuß hatte.

An diesem Abend hatte die Plauderei das Spiel verdrängt, und man amüsierte sich um so besser.

Von dem sich im Innern des Hauses abspielenden Drama hatte keiner die leiseste Ahnung; im Gegenteil,

Olivier pflegte häufig den Polizeiwitz zu machen, Eßsaal und das ganze Haus rieche nach ordentli Menschen und Grivet nannte die Wohnung, um n hinter ihm zurückzubleiben, den „Friedenstempel“. Verletzungen, die Therese in letzter Zeit mehrfach Gesicht gehabt hatte, erklärte sie dadurch, daß sie sa sie sei gefallen. Niemand würde auch auf den G danken gekommen sein, Faustschläge des braven Lor darin zu erkennen.

Sie waren überzeugt, daß die Wirtschaft d beiden Gatten eine musterhafte, ihr gegenseitiges Ve halten von Achtung und Liebe diktiert sei.

Die Gelähmte hatte keine weiteren Anstrengunge machen können, um die Mörder zu denunzieren. S war schließlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß di Thatsachen sich auch ohne ihr Zuthun als rächend geltend machen würden. Sie bat den Himmel nur, si noch dies Schauspiel, dessen Katastrophe sie ahnte, er leben zu lassen.

Grivet hatte heute recht viel mit ihr in seiner Weise gesprochen, indem er sich selbst die passenden Antworten gab. Aber sie schien nicht viel auf ihn zu achten. Als es halb zwölf Uhr schlug, erhoben sich die Gäste in Eile.

„Man befindet sich so wohl bei Ihnen,“ erklärte Grivet, „daß man gar nicht ans Weggehen denkt.“

„Es ist ein Faktum,“ sekundierte ihm Michaud, „daß ich niemals Schlaf verspüre, obwohl ich sonst gewöhnlich um neun Uhr zu Bett gehe.“

Olivier hielt es für angebracht, seinen Witz anzubringen von dem Riechen nach rechtschaffenen ordentlichen Leuten, und Grivet deklamierte mit Emphase:

„Dieser Raum ist der Tempel des Friedens."

Susanne band ihre Hutschleifen zu und sagte zu Therese.

„Ich werde morgen früh um neun Uhr kommen."

„Nein," antwortete die junge Frau rasch, „bitte kommen Sie erst am Nachmittag. Ich habe morgen Vormittag einen Gang zu besorgen."

Die Worte klangen etwas verwirrt und seltsam.

Sie begleitete die Gesellschaft bis in die Passage, und Lorenz leuchtete mit der Lampe.

Als die Eheleute allein waren, stießen sie einen Seufzer der Erleichterung aus; den ganzen Abend über hatten sie sich in dumpfer Betäubung befunden. Sie sahen sich nicht an, sondern stiegen schweigend wieder die Treppe hinauf. Ihre Hände zitterten leise, und Lorenz mußte schnell die Lampe auf den Tisch setzen, um sie nicht fallen zu lassen.

Bevor sie die Alte zu Bett brachten, pflegten sie gewöhnlich noch den Eßsaal in Ordnung zu bringen und ein Glas Zuckerwasser für die Nacht zurecht zu machen.

An diesem Abend setzten sie sich einen Augenblick und starrten einander an.

„Nun, wollen wir nicht schlafen gehen?" fragte Lorenz nach einem kurzen Schweigen wie aus einem Traume auffahrend.

„Gewiß, wir wollen schlafen gehen," antwortete Therese zusammenschauernd, als friere sie.

Sie stand auf und ergriff die Karaffe.

„Laß nur," rief ihr Mann mit einer Stimme, die er sich bemühte, natürlich erscheinen zu lassen, „ich werde das Zuckerwasser besorgen . . Sieh nach Deiner Tante."

Er nahm die Karaffe aus den Händen seiner Frau und goß ein Glas voll. Dann machte er eine halbe Wendung und leerte das kleine Steingutfläschchen in dasselbe und warf ein Stück Zucker hinein.

Während dieser Zeit hatte sich Therese vor dem Buffet zu schaffen gemacht und das Messer an sich genommen, das sie in eine der großen Taschen gleiten ließ, die an ihrem Gürtel hingen.

In diesem Augenblick sahen beide, als ahnten sie die Gefahr, instinktiv einander von der Seite an. Therese sah das Fläschchen in den Händen ihres Mannes, und Lorenz hatte das Schimmern des blanken Messers bemerkt. Sie standen stumm und kalt einander gegenüber, ganz erstarrt darüber, daß sie beide denselben Gedanken gehabt hatten. Es schauderte sie, und doch war ihr Gefühl nicht ohne Mitleid.

Madame Raquin sah gespannt auf die Beiden, als erwarte sie nun die Katastrophe.

Und plötzlich brachen Therese und Lorenz in Schluchzen aus, und ein solcher Umschlag vollzog sich in ihnen, daß sie einander in die Arme sanken, weich wie Kinder. Sie fühlten ein süßes Gefühl der Rührung den Einzug in ihr Herz halten, und ohne ein Wort zu

sagen flossen ihre Thränen, wenn sie an das elende Leben dachten, das sie geführt hatten und noch führen würden, wenn sie weiter zu leben entnervt genug wären.

Da ergriff sie ein Ekel und ein Ueberdruß am Dasein, sie spürten das Bedürfnis nach der Ruhe des Nichts. Ein entsetzter Blick schien ihren gegenseitigen Dank auszudrücken. Therese ergriff das Glas, leerte es bis zur Hälfte und hielt es Lorenz hin, der es mit einem Zuge austrank. Das wirkte wie ein Blitzschlag. Sie fielen übereinander zu Boden und fanden den Trost des Todes. Der Mund der jungen Frau berührte zufällig das Wundmal am Halse ihres Mannes, das von den Zähnen des Camillus herrührte.

Die Leichen lagen die ganze Nacht über im Eßsaal, vom trüben Lampenlicht beschienen. Und fast zwölf Stunden hindurch, bis zum nächsten Tage um zwölf Uhr, betrachtete sie Madame Raquin steif und stumm, wie sie sich zu ihren Füßen zu winden schienen, und konnte sich nicht satt sehen an der Schlußszene dieser Tragödie.

Ende.

